FRANÇOIS VILLON

Kind seiner Zeit und sein Verhältnis zur Religion

Eine psychologisch-historische Studie

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde
der Hohen Philosophischen Fakultät der
Philipps-Universität in Marburg

vorgelegt von

Paul Hodann

Studienassessor

Marburg 1927

Universitäts-Buchdruckerei Joh. Aug. Koch (Dr. C. Hitzeroth)

Von der Fakultät angenommen am 18. Juli 1925.

Referent: Herr Professor Dr. Spitzer.

Tag der mündlichen Doktor-Prüfung: 22. Juli 1925.

Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Literaturangabe.

Wesentliches:

1. Prof. Spitzer, Vorlesung über François Villon. S. S. 1922 Bonn.
2. Oeuvres de Maitre François Villon in Bibl. Romanica 35/36. Straßburg. Heitz.
3. Pierre Champion, François Villon, sa vie et son temps, Bd. 1 u. 2. Paris 1913.
4. W. von Wurzbach, Die Werke Maistre François Villons. In: Romanische Forschungen ed. Vollmöller 16. Bd.
5. Huizinga, Herbst des Mittelalters. Uebers. von Mönckeberg. München 1924.
6. Platz, Geistige Strömungen im modernen Frankreich. Bonn 1922.
7. Suarès, François Villon in den „Cahiers de la Quinzaine", Paris.
8. G. Paris, Esquisse historique de la littérature française au Moyen-Âge. Paris 1907.
9. Pierre Champion, Vie de Charles d'Orléans. Paris 1911.
10. O. Cartellieri, Am Hof der Herzöge von Burgund. Basel 1926.
11. F. Schneider, Der europäische Friedenskongreß von Arras. Greiz 1920.
12. Voretzsch, Altfranzösische Literatur. Halle 1913.
13. Monstrelet, Chroniques d'Enguerrand de Monstrelet, ed. Buchon. Paris 1839.
14. J. Marie Guichard, Poésies de Charles d'Orléans. Paris 1842.
15. François Villon, Oeuvres publiés par un ancien Archiviste. Paris 1911.

Gelegentlich benutzt:

1. R. Sternfeld, Französische Geschichte. Leipzig 1899.
2. K. Voßler, Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. Heidelberg 1913.
3. K. Heussi, Kompendium der Kirchengeschichte. Tübingen 1919.
4. G. Lanson, Histoire de la littérature française. Paris 1909.
5. H. Morf, Geschichte der französischen Literatur zur Zeit der Renaissance. Straßburg 1914.
6. W. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas. 1. Bd. Halle 1918.
7. Brémond, Histoire littéraire du sentiment religieux en France. Paris 1916.
8. W. Stammler, Geschichte der niederdeutschen Literatur. Teubner. 1920.
9. Klemperer, Einführung in das Mittelfranzösische. Teubner. 1921.
10. W. Mulert, François Villons Fortleben in „Neuere Sprachen". 1920.
11. K. Müller, Christentum und Kirchen Westeuropas im Mittelalter. Teubner. 1909.
12. Troeltsch, Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. München 1924.
13. J. Burckhardt, Vorträge. Basel 1918.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41556027_0045

Allgemeine Grundlagen:

Stoffliche Abgrenzung.

Nicht ohne tiefen Grund beschäftigt sich die Gegenwart viel mit dem ausgehenden Mittelalter. Je stärker wir an unser gegenwärtiges Erleben gewiesen sind und unsere Kulturkrise fühlen, desto wertvoller sind gerade jetzt die uns so seltsam stark und modern anmutenden Analogien der mittelalterlichen Vergangenheit. Erst so vermögen wir auch Schlüsse zu ziehen für die Zukunft unserer Kultur. Das Verhältnis der Neuzeit zum Mittelalter werden wir auch erkennen bei der Beschäftigung mit einem französischen Dichter des 15. Jahrhunderts, in dem sich unsere Zeit gewissermaßen ankündigt, nämlich mit François Villon, der uns in seinem Werk mit dem Titel „Die Lais" (Petit Testament) und „Testament" (Grand Testament) tiefe Blicke in die Verhältnisse jener Zeit tun läßt. Der Dichter hat nicht nur historischen Wert, sein Leiden — durch seinen willensschwachen Charakter wie durch seine zerbröckelnde Umwelt hervorgerufen — trägt echt menschliche, überzeitliche Züge.

Wenn wir so die Notwendigkeit empfinden, in ältere Zeitabschnitte zurückzugehen, um unsere Zeit zu erhellen, tun wir es in der Gegenwart mit umsomehr Berechtigung, als wir jetzt die enge Beziehung zwischen moderner Kultur und der des Mittelalters erkennen. Denn die Gegenwartskultur ist entstanden aus der Civitas Dei des Mittelalters mit ihrem Glauben an eine absolute und unmittelbare göttliche Offenbarung. Aber auch Villon selbst ist nicht zu verstehen, ohne daß wir uns diese seine Zeit wieder vor die Seele stellen, „indem wir das Kausalverständnis vergangener Ereignisse aus den Analogien des heutigen Lebens gewinnen". (Troeltsch.) Schon Clément Marot, der erste Herausgeber von Villons Werk, fühlte wenige Jahrzehnte nach des Dichters Leben in seinem Prologue de l'édition des oeuvres de François Villon (1533) die Notwendigkeit, des Dichters Um-

welt genauer zu erhellen, um ihn zu verstehen. „Quant à l'industrie des lays qu'il feit en ses testamens pour suffisamment la cognoistre et entendre, il fauldroit avoir esté de son temps à Paris, et avoir congneu les lieux, les choses, et les hommes dont il parle." Interessant ist, wie schon Marot dabei versucht, sich ein Bild von Villons Charakter zu machen, und wie er schon den überzeitlichen Künstler in ihm heraushebt: „le reste des oeuvres de nostre Villon est de tel artifice, tant plain de bonne doctrine, et tellement painct de mille belles couleurs, que le temps, qui tout efface, jusques icy ne l'a sceu effacer". Im ganzen genommen ist Marot aber doch zu sehr im Hofleben befangen, als daß er zu einer völligen Würdigung des Dichters gelangen könnte. Er sieht Villons Werk nicht für die Dauer bestimmt an, denn „qui vouldra faire une oeuvre de longue durée, ne preigne son soubgect sur telles choses basses et particulieres" (cit. nach Champion). Dennoch scheint es mir fraglich zu sein, ob wir dem Dichter merklich näher kommen, wenn wir, wie es Champion tut, uns hauptsächlich darauf beschränken, „de faire connaître les différents milieux, qu'il a traversés, la société où il a trouvé ses protecteurs et ses victimes, Paris qu'il a tant aimé", also im besten Sinne des Wortes eine Milieuschilderung zu geben. Die Hauptsache bleibt doch das Seelenleben unseres Dichters. Als Ausgangspunkt ist diese Milieuschilderung allerdings unentbehrlich. Denn gerade wertvolle Menschen, wie unser Dichter, kämpfen am stärksten gegen Schäden ihrer Zeit. Sie kennen, heißt darum den Gedankengängen des Dichters nachspüren; viele große geistige Schöpfungen haben ja als Ausgangspunkt irgend eine Begebenheit des Lebens. Und Villon ist im höchsten Grade Realist und Verkünder des Lebens, wie es ist.

Es ist ein schweres Kapitel, diesen ganzen Auflösungsprozeß des sterbenden Mittelalters, in den wir durch sein Leben mitten hineingestellt werden, in seinen Wesenszügen darzustellen. Das prachtvolle Brokatgewand, das die Mutter Ecclesia seit ihrem Ehrentage, dem Laterankonzil von 1215, angelegt hatte, war zweihundert Jahre später zerschlissen und zerbröckelt; zu unserer Zeit aber, um 1450, drang, ähnlich wie aus den Leibern der Totentanzbilder, die Villon als Knabe genug gesehen haben mochte, Verwesung und Gestank aus ihm hervor. Daneben aber sehen wir noch Stellen von solch ursprünglicher Schönheit und

Echtheit, daß wir von Alter und Vergänglichkeit nichts spüren. Denn des Dichters Zeit ist auch angefüllt von starkem Streben nach religiöser Erneuerung, und nichts ist der Macht eines solchen Glaubens zu vergleichen, wenn er selbstverständlich und urwüchsig ist.

In der freien, lebendig gestalteten Individualität Villons zeigt sich ein erster Vorbote der modernen Zeit trotz aller mittelalterlichen Vorstellungen, die ihm noch anhaften. Dennoch wäre es ein vergebliches Unterfangen, unseren Dichter zum Renaissancedichter stempeln zu wollen mit freiheitlichen Gedanken. Wie jeder echt menschlichen Persönlichkeit mit ihren starken Fehlern — und Villon hat ein gestrichenes Maß voll — haftet ihm etwas Überzeitliches an. Villon ist einer von denen, für die der Dichter das Wort prägte: „Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihn ihn der Pein." Und Suarès hat Recht, wenn er ausruft: „A tout reproche, Villon répond par la souffrance." Er leidet, das ist seine Stärke. Er ruft uns immer wieder schmerzhaft das Gleichnis vom verlorenen, aber auserwählten Sohn ins Bewußtsein.

Das Leben unseres Dichters führt uns in eine der zerrissensten Epochen Frankreichs vor nunmehr fünfhundert Jahren. Es ist die Zeit des 100jährigen Krieges mit England. Die Schlachten von Crécy (1346) und Azincourt (1415) entschieden für lange Zeit über Frankreichs Geschick; mit dem Zusammenbruch des französischen Heeres zwischen Amiens und Calais waren Macht und damit Recht Frankreichs für Jahrzehnte dahin. Durch den schmählichen Vertrag von Troyes (1420) wurde es völlig England überantwortet. Und so wenig Nationalgefühl war zu der Zeit bei den Franzosen entwickelt, daß, als die Königin Isabeau von Frankreich die Hand ihrer Tochter Katharina dem englischen König Heinrich dem V. gab, das französische Volk sogar lebhaft dem Ereignis zujubelte und den Engländer als rechtmäßigen Herrn begrüßte. So bedeutete es wenig, daß der junge Dauphin Karl der Siebte, der König von Bourges, wie er spöttisch genannt wurde, wenigstens südlich der Loire Unterstützung fand. Es bedurfte erst einer nationalen Einigung

des Volkes und neuer lebensfähiger Ideen, ehe der Weg zu einer Gesundung der Verhältnisse beschritten werden konnte. Da der Weg zu einer Besserung der Notlage durch reale Faktoren vorerst ungangbar erschien, so half ein irrealer Faktor aus, der bestimmend genug für die Zeit und das spätere Frankreich werden sollte: Die Wirksamkeit der Jungfrau von Orléans. Gerade wenn wir Villon als Kind seiner Zeit erkennen wollen, dürfen wir an einem solchen Faktor, der einen absoluten Wert gegenüber aller relativen Zerrissenheit der Zeit darstellt, nicht achtlos vorübergehen. Denn es ist sicher, daß das niedere Volk von Paris, in dem unser Dichter mit starken Fasern seines Herzens wurzelte, nie das Gutachten der Sorbonne anerkannt hat, das die Jungfrau für ein Werkzeug der Hölle erklärte. Vielleicht am gleichen Tage, an dem Johanna von den Engländern in Rouen als Hexe verbrannt worden ist (31. März 1431), öffnete der kleine François in Paris im Quartier des Célestins — où il était né sans doute (Champion) — zum ersten Mal die Augen. Damals mochte die Schreckensnachricht gerade die Hauptstadt erreicht und des Neugeborenen arme, aber fromme Mutter (T. 865) ein inniges Gebet der Fürbitte für sie gestammelt haben. Gewiß war die Macht der Engländer durch Johannas so kurzen Lebenslauf nicht gebrochen; geführt durch tapfere Männer, wie den Herzog von Bedford, der oft in der Stadt residierte, haben sie noch jahrelang widerstanden. Unser Dichter wird als Knabe wohl manchesmal den Prunksarg der frommen Herzogin in der Église des Célestins betrachtet und den Erzählungen über ihre plötzliche Bekehrung gelauscht haben. Mehr und mehr wirkt sich in den nächsten Jahren die Tat der Jungfrau aus. Denn daran ist kein Zweifel: „Der Tag, an dem Jeanne d'Arc den Dauphin zur Krönung nach Reims führte (17. Juli 1429), war zugleich die Geburt eines neuen modernen Ideals, des nationalen Gedankens“ (Voßler). Langsam erstarkte die Selbständigkeit des Landes wieder, und schrittweise verlor die Fremdherrschaft an Boden. Im Jahre 1437, als unser Dichter 6 Jahre alt war, öffnete Paris seine Tore, und König Karl konnte wieder den Boden seiner Hauptstadt betreten.

Diese völlige Änderung der politischen Lage war aber nur möglich durch den Vertrag von Arras (1437), der von größter

Bedeutung für Frankreichs politische Entwicklung zur Zeit unseres Dichters wurde. Er vermittelt zugleich ein wertvolles Bild des ausgehenden Mittelalters. Durch ihn wurde die Partei Orléans, die Armagnacs, an deren Spitze bis zu seiner Gefangennahme bei Azincourt (1415) der Dichter Charles d'Orléans, Villons Zeitgenosse, stand, mit der Partei Burgund wieder versöhnt. Infolgedessen löste Herzog Philipp der Gute von Burgund sein Abhängigkeitsverhältnis von England, und nun folgte Schlag auf Schlag für die Engländer. Es scheint mir angebracht zu sein, einen Augenblick bei diesem wichtigen Vertrag zu verweilen, denn selten findet sich das mittelalterliche Leben zur Zeit der Jugend unseres Dichters in solcher Fülle wie in Arras (vgl. Fr. Schneider). Wie in einem Brennspiegel gesehen, erscheint der Jahrmarkt des Lebens hier angefüllt mit den widerstreitendsten Bildern, neben denen die nackte politische Tatsache des Vertrages doch nur einen Augenblick — wenn auch von höchster Bedeutung — darstellt. Das ganze höfische Ideal einer glänzenden Ritterherrlichkeit erlebt seinen letzten Höhepunkt. Stolze Turniere, üppige Gastmähler, rauschende Feste und Empfänge mit althergebrachtem Zeremoniell jagen einander. Als „Stern der Ritterschaft und Perle der Tapferen" wollte Philipp von Burgund die alten ritterlichen Ideale wieder erwecken. Im Ritter ohne Furcht und Tadel sah er den Kämpen, den er für seine weitschauenden Pläne brauchte (cit. nach Cartellieri S. 15). Und neben und zwischen diesen Vertretern eines oft nicht mehr echten Feudalismus wogt die große Menge derer, die überall dabei sind. Und doch war es nicht mehr Masse allein, handelt es sich nicht mehr nur um undifferenzierte „vilains". Wie ein schwelendes Feuer leckte der Geist des Individualismus — erster Vorbote der Neuzeit — hervor. Villon wird nicht der Einzige gewesen sein, der die Zeichen der Zeit erkannte und bald darauf in seinem Testament für ein Spottgeld seinen Harnisch veräußerte. Im Vordergrund aber aller faßbaren Persönlichkeiten stand der Klerus und zwar vor allem der hohe. Denn dem mittelalterlichen Menschen war es Gewißheit, daß kein Werk gedeihen könnte ohne Gottes Segen.

Seit den Erfolgen der Jungfrau von Orléans erkalteten die Beziehungen des Herzogs von Burgund zum englischen König langsam aber sicher. Da nun die Möglichkeit bestand, daß Hein-

rich von England von seiner überheblichen Forderung, rechtmäßiger König von Frankreich zu sein, abließ, so bemühten sich die Kirchenväter von Basel besonders seit dem Jahre 1433 (s. Schneider S. 11) um eine Annäherung zwischen Frankreich und England. Die Instruktion, die die Kirchenväter ihrer Gesandtschaft nach Arras mitgaben, zeigt gut die trostlose Lage Frankreichs in dieser Zeit. Erschütternde Schilderungen des zerstörten Landes vernehmen wir, und Bilder von ergreifender Wirkung entrollen sich vor unseren Augen. In langer Kette sehen wir die Greuel der Verwüstung: die verwahrlosten nie mehr bestellten Äcker, die zu Hunderten leer stehenden Häuser der Städte, die Berichte über die sittliche Verkommenheit der Bewohner, über Raub und Mord. Es hört sich an wie eine große Totenklage. Und dann wird wieder erinnert an die blühenden Zeiten Frankreichs unter der Regierung der großen und frommen Karolinger und an die Größe des Landes und seine Einigkeit, als seine besten Söhne die Waffen ergriffen, um in den Kreuzzügen die Ungläubigen zu bekämpfen. (Harley ms. 4763, British Museum, s. Schn. S. 151.) Drei Parteien waren in Arras anwesend: der König von England, zweitens seine Gegner, die Vertreter Frankreichs, und drittens Herzog Philipp von Burgund. „Die Engländer glaubten noch während des ganzen Kongresses fest an die Kraft der Eide, die Philipp von Burgund zu ihrem Verbündeten gemacht hatten, und verkannten infolgedessen die allgemeine Lage“ (vgl. Schneider, S. 27). Monstrelet gibt in seiner Chronik Einzelheiten über den Verlauf der Verhandlungen. Letzte Forderung der Franzosen blieb dabei: Verzicht Heinrichs von England auf Titel, Krone und Wappen Frankreichs. Daneben spielte die Frage der Losgebung des Herzogs und Dichters Charles d'Orléans eine wichtige Rolle; dieser war seit der Schlacht von Azincourt (1415) englischer Gefangener. Da durch die Unnachgiebigkeit der Engländer ein allgemeiner Friede nicht zustande kam, gelang es, wenigstens einen Sonderfrieden zwischen Frankreich und Burgund zu schließen. Durch großes Entgegenkommen seitens des französischen Königs, das den Burgunder zum mächtigsten Fürsten Westeuropas machte, wurde dieser in letzter Stunde dazu bewogen, durch den Vertrag von Troyes von England zu lassen und wieder auf die Seite Frankreichs überzugehen. Da Philipp von Burgund den

Vertrag von Troyes geschlossen hatte, um den Tod seines Vaters zu rächen — dieser war unter Mitwissen des Dauphin im Jahre 1419 von der Partei Orléans hinterhältig bei Verhandlungen auf der Brücke von Monterau ermordet worden (s. Monstrelet) —, so mußte sich König Karl, um den Burgunder zu gewinnen, dazu bequemen, in aller Form sein tiefes Bedauern und Mißfallen über den gemeinen Mord auszudrücken. „Johann Tudert, der Dekan von Paris, muß kniend als Gesandter Karls im Namen seines Königs die Reue über den Mord aussprechen“ (cit. n. Schneider, S. 77).

Überall, außer in England, wo König Heinrich Tränen der Wut vergossen haben soll (Monstrelet, S. 192), löste die Mitteilung des Vertrages von Arras hellen Jubel aus. Ein schwerer Druck war von Frankreich und seinen unglücklichen Bewohnern genommen. In weniger als zwanzig Jahren gelang es nunmehr den Franzosen, die Engländer aus ihrem Lande zu drängen, nur Calais verblieb ihnen länger als letztes Bollwerk auf dem Kontinent. Seitdem nimmt die Politik der Engländer eine andere Richtung, wendet sie sich anderen Zielen zu.

Wie aber sah es in der Hauptstadt Paris, der Vaterstadt Villons, aus! Nicht ohne Grund hatte sich König Karl dem Burgunder gegenüber zu den oben angeführten demütigenden Zumutungen bequemen müssen. Die Not seiner Untertanen schrie zum Himmel. Durch die fortwährenden äußeren und inneren Kämpfe war das Land völlig verarmt. Schon 1844 war J. Burckhardt beim Durchsuchen der französischen Archive eine Geldanweisung in die Hände gefallen, aus der hervorging, daß die Königin Marie von Anjou, um Geld zur Verfügung zu haben, von einem ihrer valets de chambre eine Summe entlehnte und dabei ihre Bibel zum Pfande gab. War aber schon der Hof zu äußerster Sparsamkeit gezwungen, wie sollten dann erst die existieren, die von der Hand in den Mund lebten! Es wird immer so sein, daß, wenn ein Land nicht mehr genug Lebensmittel für seine Bewohner zu produzieren vermag, Verwilderung der Bewohner und Verrohung der Sitten unausbleibliche Folgen sind. Besonders da, wo, wie in den Städten, die Ansammlung von Menschen am größten ist. Bei Villon werden wir Einzelheiten darüber hören. In unendlicher Weite dehnte sich vor den Toren der Stadt das unbebaut gelassene Land. Da die Wölfe hier keine

Nahrung fanden, drangen sie rudelweise in die Stadt Paris ein, im September 1438 zerrissen sie zwischen dem Montmartre und der Porte St. Antoine 14 Personen (Tagebuch von Paris, cit. nach Burckhardt, S. 5). Da die Pariser es nicht mehr wagten, die schützenden Mauern ihrer Stadt zu verlassen, um sich das für den Winter notwendige Brennholz aus den umliegenden Wäldern zu holen, benutzten sie die zahlreichen durch Hunger und Pest leergewordenen Häuser als Brennmaterial. Eine königliche Ordonnanz von 1432 verbietet dies ausdrücklich. Am schlimmsten war natürlich der Bauer auf dem flachen Lande dran. Wir werden erinnert an die Zustände des 30jährigen Krieges in Deutschland. Da erst ganz allmählich ein französisches Nationalbewußtsein empordämmert, machten die Truppen — getreu dem Motto: der Krieg ernährt den Krieg — vor den eigenen Landeskindern nicht halt. Weib und Kind und Vieh werden dem Bauern weggetrieben, seine Kornfelder und Weinberge geplündert und das abgeerntete Korn ins Wasser geschüttet. Das schon erwähnte Tagebuch von Paris schildert gut die verzweifelte Stimmung der Bauern. „Als sie wegen des Betragens der Truppen das Feld nicht mehr bestellen konnten, gaben die meisten Bauern den Ackerbau auf. Da aber die Seigneurs über ihre Beschwerden gegen die Soldaten nur lachten und spotteten, verließen die Bauern Weib und Kind gaben sich in die Hand des Teufels. Wohl sagten sie: „es ist besser, für Christus als für die Sarazenen zu kämpfen. Aber da wir doch kein Recht erhalten, wollen wir es nun ärger treiben als diese, da uns ja doch nur Tod oder Gefangenschaft erwartet“ (cit. nach Burckhardt, S. 5 ff.). Als besonders grausam werden die Söldenrhaufen der Armagnacs geschildert. Um sich gegen Ludwig von Orléans, den Bruder des Königs und Vater des Dichters Charles d'Orléans, behaupten zu können, hatte Johann von Burgund gegen ihn intriguiert und schließlich sich dazu hinreißen lassen, ihn im Herbst 1407 durch Meuchelmörder aus dem Wege zu schaffen. Ein Bürgerkrieg brach aus, der bald 30 Jahre in den Eingeweiden Frankreichs wütete und das Land in wildeste Parteikämpfe zwischen Burgund und Orléans hetzte. Ludwigs Sohn, der Dichter Charles d'Orléans, schwur mit anderen Seigneurs dem Burgunder Rache; das Treugelöbnis befestigte — der Sitte entsprechend — eine Heirat und zwar Charles' Vermählung

mit Bonne d'Armagnac, der Tochter des Grafen Bernhard von Armagnac, der zum Führer im Rachekampf gegen Burgund erkoren wurde. Nach ihm werden die Anhänger der Partei Orléans die Armagnaken genannt. Alle edlen Gefühle wurden in diesem Kampfe erstickt, die Menschen verrohten und wurden wie die Bestien. Als die Burgunder sich einst der Hauptstadt Paris bemächtigt hatten — man riß sich um die Person des geisteskranken Karl — wütete in den Straßen ein grauenhaftes Gemetzel. „Et il y eut une femme grosse qui feut tuée et veoit-on bouger ou remuer son enfant en son ventre, dont disoient aucuns inhumains: regardez ce petit chien qui se remue" (cit. n. Cartellieri, S. 8). Während dieser burgundischen Schreckenszeit wurden die Armagnacs jeden Sonntag unter Glockengeläut exkommuniziert. Dabei wurden die Heiligenbilder mit dem Parteizeichen der Burgunder, dem Andreaskreuz, geschmückt. Wie es heißt, sollen die Priester im Gottesdienst ein schräges (Andreas-)kreuz geschlagen haben. War aber die Hauptstadt einmal wieder zur Abwechslung in den Händen der Armagnacs, durchlebten die Pariser von neuem angstvolle Tage. „Die Armagnacs trieben's schlimmer als die Sarazenen, nahmen die Dörfer von Paris ein, hingen die Bauern am Daumen auf, töteten und mißhandelten Weiber und Kinder und setzten den roten Hahn selbst auf den First der Gotteshäuser" (cit. n. Burckhardt). Das schlimmste Elend hört erst auf durch den oben gewürdigten Vertrag von Arras (1435). Die größten Haufen jener zuchtlosen Banden, die noch lange die Pariser — und mit ihnen den heranwachsenden Villon — in die sicheren Stadtmauern bannen, werden schließlich von Karl zu einer disziplinierten Landmiliz umgewandelt: es ist der Beginn des stehenden Heeres (1444).

Wollen wir aber unserem Thema auch nur einigermaßen gerecht werden, so müssen wir viel stärker noch die inneren psychologisch-kulturellen Beziehungen zur Erklärung heranziehen. Wenn es auch nur bedingt richtig sein mag, daß die Außenwelt ein Spiegelbild der Innenwelt ist, so steht doch für das Frankreich der damaligen Zeit fest, daß der elende Zustand des Landes wesentlich eine Folge der inneren geistigen Zerrissenheit und Auflösung war. Unser Dichter ist in eine Zeit hin-

eingeboren, in der die eine große Epoche der Menschheitsgeschichte, das Mittelalter, zu Grabe getragen wurde. Zwar ist noch manches Mittelalterliche zu seiner Zeit am Leben, dem Abbröckelungsprozeß bis zuletzt Widerstand leistend, aber im ganzen hatte der Gedanke des Gottesstaates auf Erden seine Kraft verloren. Es wird nötig sein, in einigen Hauptlinien die Grundstruktur der mittelalterlichen Kultur aufzuzeigen, um desto besser das Wesentliche der Übergangserscheinungen zur Zeit unseres Dichters um 1450 herauszuarbeiten. Zwar wird es kaum möglich sein, im Laufe unserer Arbeit die einzelnen Linien immer genau anzugeben und bis zum Ende durchzuführen. Ebenso ist denn auch Villon schwer ganz zu verstehen, da er mit dem einen Fuß noch mittelalterlichen Boden berührt und mit dem anderen den der Neuzeit nur erst streift. Aber das allgemein Menschliche in ihm hat sich vom Banne des Mittelalters frei gemacht. Denn er ist eigentlich nur Mensch, das allerdings ganz. „He lacks ballast."

Das Mittelalter strebte danach, die Civitas Dei zu errichten, das Reich Gottes im umfassendsten Sinne zu bauen mit seinen Hauptpfeilern, der Hierarchie und der Askese. Alles Diesseitig-Irdische, Besitz, Familie und Staat, ja selbst Wissenschaft und Kunst, werden nur als untergeordnete Stufen zu diesem Reiche geduldet, sie sollten unter ausgedehnt kirchlicher Leitung die Vorstufe zur höheren Entwicklung der Menschheit darstellen. Entscheidenden Wert für den Menschen des Mittelalters aber hatte nur die Anbetung Gottes und der Bau seines Reiches, wie sie Tradition und Dogma, durch Offenbarung inspiriert, auf Konzilien festgelegt hatten. So ist das Credo ut cognoscam des Anselm der Wahlspruch aller mittelalterlichen Scholastik geworden, und nur wenn die weltliche Wissenschaft zum Jenseits hinüber leitet, findet sie Gnade vor den Augen der Kirchenfürsten, d. h. auch der Universitätsrektoren, denn diese wurden besonders vom Papst in ihrem Amte bestätigt. Aber der Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Gerichtsbarkeit in Paris mit Bezug auf die Angehörigen der Sorbonne, der gerade zu der Zeit, als unser Dichter Villon dort studierte — im Jahre 1452/53 — das Aussetzen aller Vorlesungen für etwa ein Jahr zur Folge hatte, zeigt nur zu deutlich, daß das geistliche Universalprinzip allmählich von weltlichen Ideen an der Hochschule abgelöst

wird. Und die Art, wie der überaus einflußreiche Prévost von Paris, Jean d'Estouteville, versucht, sich im Jahre 1446 um die öffentliche Anerkennung der geistlichen Universitätsprivilegien zu drücken und den damit verbundenen Schwur, der allerdings etwas Entwürdigendes haben mochte, seinen Delegierten zu übertragen (s. Champion, S. 178), zeigt diesen Kampf ganz offen.

Die zweite Folgerung, die sich aus dem Kulturprinzip der Civitas Dei notwendigerweise ergeben und im Mittelalter, besonders an seinem Ausgang, auf die wirtschaftlichen Verhältnisse sehr einwirken mußte, war das Gebot der Besitzlosigkeit. Wie auf allen anderen Lebensgebieten überwiegt auch hier der rein transcendentale Zweck weitaus, eine gefühlsmäßige Hülfsstellung dem Armen gegenüber ist dem Mittelalter fremd. Dem Heilsplan der Civitas entsprechend ist eben der Arme dazu da, um den Besitzenden zum Geben zu veranlassen und ihn so auf dem Wege zum ewigen Heil zu stärken, ihm Gelegenheit zu guten Werken zu geben.

Die vier Bettelorden (Franziskaner, Dominikaner, Karmeliter und Augustiner), denen wir immer wieder in Villons Werk begegnen, bilden eine Stufe abermaliger Steigerung des religiös-asketischen Ideals. Mit ihm schafft sich das Papsttum seine Kerntruppe im Kampf gegen das Ketzertum. Während die alten Orden noch Grundbesitz hatten, verzichten die Bettelorden prinzipiell darauf, sie wollen nur vom Almosen leben. Neben diesen streift Villon die Ordensbildungen, die damals zahlreich in Paris und Frankreich erstehen, die vielen Bruderschaften mit ihren Spitälern, die Beghinen, Begharden und Turlupins. Ihre Anstalten mögen zum Teil, besonders in moralischer Hinsicht, verrottet genug gewesen sein. Es fehlte eben dem Mönchtum die Möglichkeit, sich abermals zu verjüngen durch neue große Ziele und Aufgaben: Die Arzneien waren zu stark gewesen und in zu kräftigen Dosen gegeben. Vierzigtägige Dauerpredigten, wie sie Erasmus in Paris hört, mit ihrem massiven Aufpeitschen und Erregen von Höllenschrecken und Himmelsfreuden mußten die Nerven stumpf machen und vorzeitig ermüden.

Dieselbe geistige Uniform tragen auch die Vertreter der mittelalterlichen Naturwissenschaft. Ihr Ausgangspunkt ist völlig der gleiche wie in den anderen Wissensbetrieben. Sie denken gar nicht daran, die sie umgebende Natur durch Beobachtung zu

erforschen, sie dient höchstens dazu, den Heilsplan Gottes an Tieren und Steinen mehr oder weniger anschaulich zu beweisen. Eng verbunden mit dieser Methode ist auch die Bildsetzung des Begriffs, die Allegorie, bei der geistige Dinge durch Gegenstände der Natur veranschaulicht werden in einem umfassenden Gleichnis, in dem das Geistige nicht ausdrücklich bezeichnet wird. Von der Antike übernommen, hat sie im Mittelalter eine außerordentliche Verbreitung gefunden. Man braucht nur an die allegorische Encyklopädie, den Rosenroman, zu denken, um dies zu erkennen. Auch unser Dichter zitiert ihn (T. 113, 114). Im übrigen ist Villons Natursinn überraschend gering entwickelt. Er, der auf seinem unsteten Wanderleben besonders der Jahre nach 1455 in Frankreich herum kam, „d'icy (d. h. Paris) à Roussillon", einer kleinen Stadt in der Dauphiné, und obendrein „chassé comme ung souillon" (T. 2005), findet kein einziges Wort, um uns die Landschaft und Natur zu schildern.

Diese angeführten Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie die mittelalterliche Theologie alles persönliche Leben gleichsam in einen Bann schlug. Wenn Ausgang und Endpunkt des menschlichen Lebens aber so eng festgelegt waren, dann kann es nicht wunder nehmen, daß für das Leben dazwischen, zumal bei dem damaligen Stande der Erkenntnis, nicht viel Spielraum zur Entfaltung der Persönlichkeit übrig blieb, es müßte denn ein Künstler sein, wie etwa der Verfasser des Rolandliedes oder unser Dichter. So bleibt bestehen, daß neben aller Größe doch dieser Bau vom Gottesreich etwas Gewalttätiges und Einförmiges hat, denn das Beste, das persönliche Element, fehlt ihm nur zu oft. „Dise Weltanschauung amalgamiert alles, zieht alles in den Bereich ihres gewalttätigen, überirdischen Symbolismus. Im Besitz der geoffenbarten Wahrheit zwängt sie allen Problemen des Lebens und der Forschung ihre aprioristische Lösung auf und steckt das Individuum in eine geistige Uniform" (Morf).

Es ist leicht ersichtlich, daß diese schweren Fesseln wenigstens gelockert werden mußten, damit sich der Übergang zur neuen Zeit anbahnen konnte. Allerdings Übergang ist noch nicht das Neue, und das arbeitet sich im Kampfe gegen das Alte erst heraus. Perioden des Übergangs, und in eine solche wurde unser Dichter hineingestellt, pflegen, äußerlich gesehen, Zeiten des Zusammenbruchs zu sein. Um klarer zu erkennen, wie weit

Villon teilnahm an seiner Zeit, werden wir, um uns noch näher an ihn heranzuarbeiten, feststellen müssen, an welchen Stellen sich der Bau des Mittelalters gelockert, und welche tiefgreifenden Änderungen sich in der sozialen Schichtung Frankreichs etwa seit dem hundertjährigen Kriege vollzogen hatten, Änderungen, die wohl berechtigen, Villon als den mittelfranzösischen Dichter zu bezeichnen.

Kurz vor Beginn des 100jährigen Krieges mit England, der die weitgehendsten Folgen für beide Länder hatte, war Frankreich mit seinen etwa 22 Millionen Einwohnern wohl das blühendste Land Europas. Wesentlich war es die Wirkung einer klugen Freundschaftspolitik der damaligen französischen Könige gegen die Städte. Die schon bestehenden Orte wirken gleichsam wie Saugventile für das umgebende Land, sie entwurzeln die bodenständige ländliche Bevölkerung und geben sie dem Staat wieder als standesbewußte Bürger. Diese Umschichtung ist typisch auch für Villon mit seiner Vorliebe für das Pariser Stadtleben; denn Aufenthalt anderswo bedeutet für ihn schlechtweg Exil. Andererseits schafft dieser Zug zur Stadt ein städtisches Proletariat; doppelt gefährlich, weil die Träger desselben zum großen Til Intellektuelle waren. Und doch war es nicht nur Staatsklugheit allein oder besondere Neigung für die Städte, die bewirkte, daß die französischen Könige im späten Mittelalter für deren „Chartes communales, dite Etablissements de Rouen" — Freibriefe nach Rouens Muster (Morf) — sich einsetzten und für den Ausbau der städtischen Gliederung und Zünfte. Es war Politik der nacktesten Selbstbehauptung. Denn die beiden Klassen, die das ganze Mittelalter hindurch stärkste Stützen eines feudalen nationalen Aufbaus gewesen waren, Adel und Klerus, versagten, da sie sich zum Teil erst der neuen Zeit anpassen mußten oder sich in schweren inneren Krisen befanden. Beide hatten durch die Entwicklung der letzten Zeit am stärksten gelitten.

Denn es ist klar, daß in dem Augenblick, wo durch die Erfindung der Feuerwaffe der ungeübteste Söldner den tapfersten Kämpen höfischer Turniere mühelos fällen konnte, der ganze feudale Apparat seinen Sinn verloren hatte. Murrend zog sich der Adel, soweit er eben konnte, auf seine Hochburgen zurück. Der kleine Landadel aber, der sich nicht selber halten konnte,

war gezwungen, Anschluß an die neu sich bildenden städtischen Organisationen zu suchen. Er tut es, indem er allmählich in das stehende Heer eindringt (seit 1444), obwohl es mit starker Spitze gegen ihn geschaffen ist; denn es heißt in der königlichen Verordnung ausdrücklich, daß seine Führung haben sollten „capitaines vaillants et saiges, expers en faits de guerre et non jeunes et grands seigneurs" (Morf). Der andere Teil sucht direkt Anschluß beim königlichen Hof und seiner Umgbung, indem er dabei naturgemäß starke innere Veränderungen erleidet; denn er tritt ja als gefährlicher Konkurrent neben den klassenbewußt gewordenen Bourgeois. Villons Leben und Testament zeigt uns einige hochinteressante Typen aus der Zeit dieses neuen Hof- und Beamtenadels. Denn er scheint besonders in seiner ersten Zeit im Hause des Prévost von Paris, Robert d'Estouteville, aus- und eingegangen zu sein (s. Champion), der noch ganz als tapferer Kämpe der Vergangenheit sich seine Gemahlin Ambroise de Loré auf dem Turnier geholt hatte (Villons Ballade à un gentilhomme und T. 1369 f.). Andererseits zeigt die enge Freundschaft, die Villon mit dem heruntergekommenen Sprößling der vornehmen Familie Montigny, Regnier de Montigny, verband „ce noble homme" (L. 129, 130) und zwar si noble, daß er 1457 am Galgen endete, die zersetzende und auflösende Wirkung gerade dieser Zeit bei schwachen Charakteren.

Wie war es nun um diese Zeit mit dem Klerus bestellt? Wir können seinen und damit der Kirche Einfluß gar nicht hoch genug veranschlagen. Denn Mittelalter und Kirche sind identisch. Besonders gilt das für Frankreich und für Villon. Keinem Stande hat unser Dichter so viel vermacht, d. h. in ironischer Weise eins angehängt, wie den damaligen minderwertigen Vertretern der Religion; das berechtigt allein, diesen Stand näher zu betrachten. Um einen tragfähigen Boden zu haben und wenigstens einen Erklärungversuch für Villons Entwicklung zu geben und den so schwachen religiösen Einfluß zu seiner Zeit, werden wir kurz die treibenden Kräfte beim mittelalterlichen Klerus und die französische Epoche des Papsttums und ihre Folgejahre zu betrachten haben. Durch den Charakter indelebilis, der dem Klerus schon frühe zugesprochen worden war, hatte er seine besondere Stellung erhalten, die ihn scharf vom Volke trennte, ihn so zur Mittelsperson zwischen Gott und Volk machte. Dadurch war

der Klerus zugleich zu einem geschlossenen Stande geworden. Das Zentrum seiner Tätigkeit bildete die Messe mit ihren zwei großen Wundern, der Transsubstantiation und besonders dem Opfer: Christus opfert sich darin durch den Priester stetig neu dem Vater. Während Augustin beim Mahl noch den Glauben betont, erfährt die Handlung zunehmende Veräußerlichung, je mehr wir uns dem Ausgang des Mittelalters nähern. Die Aufgabe der Pfarrer bestand in Predigt und Katechese. Während die Predigt im Anfang des Mittelalters verfiel, nahm sie im 12. Jahrhundert in Frankreich neuen Aufschwung. Zugleich erfuhr der Klerus dadurch eine besondere Erhöhung seines Ansehens, daß ihm seit 1215 das Predigtrecht zugestanden wurde; allerdings wurde dies Recht durch die volkstümliche Predigttätigkeit der Bettelorden bald wieder illusorisch gemacht. Doch blieb eine günstige Rückwirkung auch für die Pfarrkirchen nicht aus: Besonders im 15. Jahrhundert, also zur Zeit Villons, ist eine reichere Predigttätigkeit des Klerus zu verzeichnen. Dennoch stand er im schweren Kampfe gegen die immer mehr anschwellende Betätigung der Mönchsorden; am schwersten wurde sein Kampf, als auch zahlreiche Sekten begannen auf das Volk geistlich einzuwirken. „Denn das im späten Mittelalter immer mehr zunehmende üppige und herrschsüchtige Leben des Kirchenklerus stach grell ab vom apostolischen Leben und asketischen Zug der katharischen Apostel“ (Müller). Und dennoch zerfällt auch der theologisch gebildete Klerus nicht; die Einheit der Kirche ist eben noch zu stark. Die Theologie hatte ja oft genug ausgesprochen, daß die Verschiedenheit der Lebensformen des Mittelalters mit zur harmonischen Fülle der Kirche gehöre. Erst in ihr findet die Laienwelt ihr Sicherheitsgefühl, in ihr — unter der obersten Leitung des Klerus — findet das Weltleben seine feste Stellung. So findet sich schließlich der Laie — und wir können Villon voll und ganz dazu rechnen, da er ja als maître ès arts nur die Vorstufe der Theologie durchlaufen — zuletzt immer wieder wehrlos gegenüber den Ansprüchen und Prinzipien der offiziellen Kirchenanschauung, weil man für die eigene Anschauung nirgends eine feste Begründung findet. So bricht immer wieder die für Villon typische innere Unsicherheit hervor. So muß er sich immer wieder wie ein scheues und banges Kind unter dem schützenden Fittich der Kirche verkriechen.

Betrachten wir nun die uns angehenden politischen und äußeren Veränderungen, die die Kirche des Spätmittelalters in Frankreich erfuhr. Dem Kampf gegen die Kurie ordnete Philipp der Schöne (1285—1314) alles unter, sodaß Bonifaz VIII. bedingungslos kapitulieren und seine Ansprüche auf geistliche Weltherrschaft aufgeben mußte. Damit ist die französische Epoche des Papsttums eingeleitet. Zur Zeit Villons und schon vorher erkennen wir sie in der Bildung einer gallikanischen Kirche, heutzutage ist sie noch erkenntlich in der Unterordnung religiöser und allgemein menschlicher Gedanken unter zentralisierende, politisierende Machtideen in Frankreich. Diese Unterordnung des Papsttums unter dynastische Interessen zeigen am besten den Verfall der mittelalterlichen Papstkirche. Zur Zeit Villons ist er mit Händen zu greifen. Im ausgehenden Mittelalter war Frankreich von einem Netz von Orden überzogen, Paris und der ganze Unterrichtsbetrieb der kirchlichen Scholastik der Sorbonne ist ohne sie einfach nicht zu denken. Villon kennt Abälard und sein Schicksal (T. 337) und den Rektor Buridan, bezeichnenderweise aber nicht als Vertreter der reinen Wissenschaft (T. 342). In zunehmendem Maße beginnen im 14. Jahrhundert zuerst die alten religiösen Orden im Wohlleben und Reichtum zu versinken, die asketische Strenge weicht, und damit sinkt ihr Einfluß. Neue religiöse Ideen zeigen sich zudem nicht. Gewiß machen sich auch Reformversuche innerhalb der Kirche geltend, ihre Anfänge reichen schon in die Zeit vor Avignon zurück: Die Entstehung der Bettelorden. Mit ihnen hat sich ja unser Dichter immer wieder auseinander gesetzt, ein Beweis für ihre Verbreitung und ihren Einfluß (L. 249; T. 1158, 1649, 1969). Sie wollen mit dem Pauperismus, dem armen Leben Jesu und seiner Apostel, ganz Ernst machen. Während die alten Mönchsorden der religiösen Idee und dem eigenen Seelenheil, unbekümmert um Wohl und Wehe ihrer Nächsten, lebten, unterschieden sich von ihnen Villons Konkurrenten — an Armut, aber nicht an Geist — durch ihre praktische Arbeit, die sie im Volk leisteten. Es ist ihr großes Verdienst, daß sie sich der großen Not und geistigen Versorgung der schnell wachsenden Städte angenommen haben. Ohne sie läßt sich ein städtisches Kulturbild, wie das von Paris um 1450, gar nicht denken. Da die alten Orden es nicht verstanden, sich umzustellen, und in konservativer

Unabhängigkeit der Contemplation auf reichen Landklöstern lebten, brachten es die Mendikanten fertig — gleich einer Schar religiöser Kommunisten —, die soziale Frage, immer mit Unterordnung unter das kirchliche Lehrgebäude, anzufassen und teilweise zu lösen. So war der Bettelorden eine „heimatlose, straff zentralistisch geleitete, schlagfertige und ungemein bewegliche Hilfstruppe des Papststums“ (Heussi). Es ist verständlich, daß der Gegensatz zwischen den alten Mönchsorden und den neuen Bettelbrüdern sich noch mehr verschärfte, als die letzteren durch Wanderpredigt und Lehrtätigkeit an Einfluß gewannen und schließlich sogar das streng gehütete Privileg der Pfarrtätigkeit und Seelsorge an sich zogen. Villons Zeit ist erfüllt von diesen Kämpfen; als Pflegesohn eines Canonicus von St. Benoît de Bétourné steht er natürlich auf Seiten der alten Orden. Seine Wurzel hat dieser Kampf in der Auseinandersetzung zwischen Papst und König. Entsprechend der Verringerung seiner äußeren Machtstellung stärkte das Papsttum die ihm treu ergebene Truppe der Mendikanten mit fortdauernd größeren Privilegien. Schließlich verfällt ihnen auch ein Teil des mittleren Klerus; die Professoren an der Sorbonne ergänzen sich zu Villons Zeit fast ausschließlich aus den Bettelorden. Im schärfsten Gegensatz zu dieser päpstlichen Kampftruppe stand der hohe Klerus und ein Teil der beamteten Weltgeistlichkeit. Wie Philipp IV. und seine Nachfolger die päpstliche äußere Macht durch das Exil in Avignon gebrochen, so versuchten sie auch die alten Orden und ihre Hauptvertreter, die Bischöfe, für den weltlichen Gallikanismus zu gewinnen, indem sie diese ihrerseits durch Privilegien und reiche staatliche Pfründen bestachen. Die Folgen dieses fortdauernden Kampfes liegen auf der Hand; die besten inneren Kräfte werden so verzehrt.

Versuchen wir nun, die allgemeinen Grundlagen abschließend, das Ergebnis in wenigen Worten zusammenzufassen. Wir erleben das klägliche Schauspiel, daß fast kein positiver Bestand sich ergibt; alles zerrinnt gleichsam zwischen den Fingern. Überall tut sich Auflösung kund mit ihren nacktesten sozialen Folgen. Es ist, als wenn Frankreich mit einer Art geistiger Typhusbazillen infiziert ist, so streben alle Teile auseinander. Durch den nationalen Existenzkampf wird der Bau im Fundament erschüttert, durch das Versiegen geistiger Quellen wird das

Gebäude fossil und leblos. „Als einziges positives Moment erscheint in dieser Zeit die nationale Erhebung, von der Politik des Königtums absorbiert: Der nationale Gedanke geht fast restlos in den monarchisch-dynastischen ein“ (Morf). Aber er genügt nicht, um der Zeit ein positives Gepräge zu geben, große innere Ideen fehlten. Der Wahrheitsgehalt der Scholastik war erschöpft, Villon ist geradezu ein Musterbeispiel für die Wirkungslosigkeit ihres Systems auf das Leben im Spät-Mittelalter. Und mitten zwischen den auseinanderstrebenden Elementen steht der Tod. Lustig spielt er sein Liedchen und lädt zum Ringelreihen mit Kaiser und Papst, Bettelmann und „povre escolier“. Ein schauriges Todesahnen geht durch die Zeit, Villons Strophen sind ganz erfüllt davon. Das gibt ihr ihren tiefen Wert. Es ist die Zeit der Totentänze, der „danses macabrées“. Und daneben steht in geradezu vernichtender Brutalität der ungebrochene Lebenswille eines Teiles der Bevölkerung, wie ihn uns in einfach unerhörtem Realismus Villons „Ballade de la Grosse Margot“ zeigt (T. 1583 ff.) Beides gehört zusammen, bedingt einander. Versuchen wir die Komponenten zu ziehen.

Charles d'Orléans.

Literarhistorischer Überblick.

Im Vergleich zur literarischen Blütezeit des 12. und 13. Jahrhunderts war im 14. und noch mehr im 15. Jahrhundert im literarischen Leben verhältnismäßige Ruhe eingetreten. Man war kritisch geworden an den großen Idealen der Vergangenheit. Diese Zersetzung ist aber nicht rein negativ: neue Keime entstehen und wachsen zu starken Trieben, die ein bewußtes Eigenleben führen und langsam, oft unterirdisch, hinüberleiten zur Neuzeit. Parallel zur literarischen Entwicklung und doch innig verwoben mit ihr schreitet die politische Entwicklung fort. Der 100jährige Krieg zwischen Frankreich und England verzehrt alle Kräfte, schlägt alles in seinen Bann, bringt das Land in einen Zustand der Zerrissenheit, unendlichen Elends und sozialer Zerrüttung und läßt einerseits die Sehnsucht nach den ritterlichen Idealen der Vergangenheit wieder aufkommen, wie wir es bei Christine de Pisan und besonders bei Charles d'Orléans und seinem aimable cour de Blois erkennen, schafft aber auch andererseits den Boden für Villons realistische Dichtungen.

Dieser Kampf schafft und weckt in seinem Abweichen von mittelalterlichen Idealen zahlreiche Lebenskeime, steht in enger Verbindung mit der Renaissance, bewirkt die für Frankreich im Gegensatz zu Deutschland so auffallend starke Neigung zur Zentralisierung aller Kräfte, um sowohl des äußeren Feindes Herr zu werden als auch die unbotmäßigen Burgunder zu bezwingen. Aber es wäre falsch, diesem Jahrhundert, der eigentlich mittelfranzösischen Periode, etwa wegen seiner starken politischen Veränderungen und Interessen den dichterischen Gehalt absprechen zu wollen. Wohl sind noch stark die Bande mittelalterlicher Dogmatik, sodaß die Historik der Zeit und besonders der Dramatik sich nicht frei entfalten können, obwohl gerade Arnoul Greban der kirchlichen Dramatik in seinem Riesenwerk

„Le Mystère de la Passion“ klassische Gestalt gab. (Näheres s. Creizenach.) Aber das eigentlich Lebendige, Vorwärtsdrängende tritt bei Greban nicht hervor: „Der Dichter Greban ringt verzweifelt mit dem Theologen“ (Klemperer). Und unterliegt, wie man wohl ruhig hinzusetzen darf.

Stärkere Veränderungen greifen Platz in der französischen Lyrik dieser Zeit, dem Gebiet, das das Zentrum unserer Arbeit bildet. Nicht ohne Grund: „die lyrische Poesie des Mittelalters war am Ende des 13. Jahrhunderts nahezu ausgestorben“ (s. G. Paris, p. 123). So ist es nicht verwunderlich, daß sie nun anders geartet ist. Und doch steht nach wie vor ein Gedanke im Mittelpunkt alles dichterischen Schaffens von den Troubadours an bis zu unseren lyrischen Dichtern hin: Frauendienst und Liebe. Freilich zeigt dieser französische Liebesdienst seit dem Rosenroman starke Anwendung der Allegorie. Damit hängt nicht nur die Gefahr des Dunklen zusammen (Dunkelheit erschien der damaligen Zeit als ein Vorzug, s. Klemperer S. 12), sondern auch die des Frostigen. Es blieb Charles d'Orléans vorbehalten, diese Kälte der poésie chevaleresque zu überwinden und ihr eine leider nur vorübergehende Vollendung zu geben. Nicht durch die Tiefe seiner Gedanken. Aber „il sait mesurer la phrase à l'idée, le poème au sujet“ (Lanson, p. 165). Sein Thema ist nach wie vor die Banalität der höfischen Liebe. Als echter Dichter aber erneuert er die abgenutzten Themen in höchst origineller Weise. Dazu gehört er wie Christine de Pisan zwei romanischen Völkern an. In beiden vereinigen sich die besten Überlieferungen französischen und italienischen Blutes. Ein Strom von Italienern ergießt sich damals über Frankreich. Christine kommt 5jährig von ihrer Vaterstadt Pisa nach Paris und stirbt dort unmittelbar vor Villons Geburt. Charles d'Orléans wird 40 Jahre früher von italienischer Mutter geboren und erbt von ihr die Phantasie. Dem Einfluß dieses poète chevalier und seines Kreises in Blois kann sich auch Villon nicht entziehen, zweimal wird er dort geweilt haben. Es wird darum von besonderem Wert sein, bevor wir an den Dichter Villon herangehen, erst Charles d'Orléans, seinen Zeitgenossen — allerdings ganz anderer Art und in gewissem Sinne sein Gegenpol — uns vor die Seele zu stellen.

Der gelehrte Abbé Salier, der zuerst die Werke des Herzogs ausgrub, verglich ihn sofort mit Villon und hebt ihn natürlich

über ihn. Er habe Villon gegenüber das „mérite de l'invention" voraus, den Ruhm, die damals üblichen Themen dem Charakter der französischen Sprache entsprechend ausgedrückt zu haben (s. Champion). Auch Clément Marot, der evangelische Psalmendichter, hebt Charles' Wert heraus im Maße wie er Villons Wert verkleinert. Die erste Ausgabe des Dichters erfolgte im Jahre 1803, in Betracht kommen aber nur die Ausgaben von Aimé Champollion-Figeac, Paris 1842 und die im gleichen Jahre erfolgte von J. Marie Guichard; desgleichen die von P. Champion 1911. Im übrigen bietet das Werk des archiviste-paléographe Champion eine große Materialfülle.

Charles d'Orléans Jugend.

Charles d'Orléans (1391—1465) hatte durch seine Mutter Valentine von Mailand italienisches Blut in den Adern. „Dies mag seinen Zug zum Formschönen und den humanistischen Einschlag in seinen Werken mit erklären" (Klemperer, S. 36). Sein Vater war Ludwig von Orléans, der Bruder König Karls VI., der zugleich Charles' Pate war. Da der König schon bald Spuren geistiger Umnachtung zeigte, so spielte Herzog Ludwig am Hofe eine bedeutende Rolle. Christine schildert ihn als „aimable, beau de corps, gracieux en ses plaisirs, riche en ses habillements, excellent cavalier, bon danseur, aimant à rire et s'amuser avec les dames". Auch fügt sie hinzu, daß sein Hof war „remplie de jeunes gentilhommes, beaux et jolies", man hielt ihn „pour le refuge de la chevalerie de France" (Christine de P., Livre des faits, ed. Buchon, p. 250). Auch Ludwigs Leben zeigt deutlich jene Doppelheit, jene Spannung des Lebens, die für den Ausgang des Mittelalters typisch zu sein scheint. Ludwig, dies Muster aller Ritter, erbaute nach derselben Zeugin „seine Zeitgenossen durch die Zeichen einer aufrichtigen Frömmigkeit". Er besuchte die Kirchen, erbaute Kapellen und verzehrte sich geradezu während der Passionszeit im Dienst der Armen. Dabei aber verbrachte er die Nächte durchaus nicht keusch und ehrbar, sondern durchfeierte sie zechend und Karten spielend, um von Schlimmerem zu schweigen (Religieux de St. Denis, zit. n. Champion). Dies spontane Aufleuchten wilder Leidenschaft neben

tief religiöser, subjektiv durchaus echter Ergriffenheit ist, wie wir auch noch später sehen werden, typisch für diese Zeit, und Charles' Vater macht hier keine Ausnahme. Himmel und Erde sind eben im Mittelalter einander viel näher gerückt, und der ewige Heiligenkult mußte stärkste Rückfälle ins sinnliche Leben auslösen.

Charles wird im Jahre 1391 in Paris geboren. Da die Verhältnisse in Paris am Hofe unhaltbar werden, muß die Mutter mit den Kindern die Stadt verlassen. Charles bewahrt dieser seiner Jugendzeit in den Provinzschlössern unter der Pflege seiner Mutter ein dankbares Andenken. „Dame Enfance führte mich, weder Sorge noch Melancholie umgab mich. Danken muß ich für alles" (P. p. 1). Dem damaligen Brauche entsprechend wird Charles früh mit der 17jährigen Isabelle, der Witwe des ermordeten Königs Heinrich von England, verheiratet. (Näheres s. Monstrelet, p. 158.) Doch stirbt die junge Mutter bald darauf nach der Geburt ihres ersten Kindes. In diese Zeit fällt auch der sich immer mehr zuspitzende Gegensatz zwischen den Häusern Orléans und Burgund. Im Jahre 1407 läßt sich der Herzog von Burgund dazu hinreißen, Charles' Vater zu ermorden. Es ist der Beginn jahrzehntelanger Kämpfe, im Verlauf deren Charles mit verbündeten französischen Fürsten einen Allianzvertrag gegen Burgund schließt; er tut dann was Brauches ist und heiratet zur Bekräftigung des Eides Bonne, die Tochter des Grafen von Armagnac. Nach diesem werden die Orléanisten auch Armagnaken genannt. Herzog Johann von Burgund sah nicht tatenlos zu, sondern unterhandelt im geheimen mit dem Landesfeind, König Heinrich V. von England, der die Krone von Frankreich beanspruchte. Beide wollen sich in Frankreich teilen. Im Jahre 1415 landen die Engländer in Calais, und bald darauf kommt es zur Schlacht. Die schwerbepanzerten französischen Ritter sind den leichtbewaffnetn englischen Bogenschützen gegenüber im größten Nachteil, und so fällt am 25. Oktober 1415 die Blüte des französischen Adels bei Azincourt. Unter einem Haufen von Toten und Verwundeten finden die Engländer Charles d'Orléans, unseren Dichter, Sie nehmen ihn mit nach Calais. Unterwegs, bei einem Halt, schickt König Heinrich Brot und Wein zu ihm, aber Charles verweigert die Annahme. „The Deuke of Orlyawns yt was foll woo that day he was take preso-

nere“ (Complainte du ms. Vitellius D. 12, cit. n. Champion, p. 152). Als Heinrich dies hörte, eilte er zu ihm. „Lieber Vetter“, ruft er ihm zu, „stärkt euch doch ....; Gott hat mir den Sieg gegeben, um die Franzosen zu strafen, denn .... größere Wollust, Sünde und Laster hat es nie in Frankreich gegeben als jetzt“ (Le Fèvre de St. Remy, T. 1, p. 260, cit. n. Champion, p. 153). Im November desselben Jahres schiffte sich der König mit seinen Gefangenen nach Dover ein.

Charles d'Orléans in englischer Gefangenschaft.

25 Jahre muß Charles als Gefangener in England verbringen. Von großer Bedeutung sind sie für die Entwicklung seines Seelenlebens geworden, immer stärker mußte in ihm schließlich der Wunsch nach Frieden werden. Damals waren Kriegsgefangene von hohem Wert wegen des Lösegeldes, das man für sie zahlte. Andererseits bediente man sich ihrer, um — wie auch in moderner Zeit — politische Zwecke durch sie zu erreichen. Hin und her wird Charles im Laufe seiner langen Haft in England geschickt. Die ersten Hoffnungsstrahlen auf Befreiung leuchten für ihn auf, als die Jungfrau von Orléans ihren Siegeszug in Frankreich antritt. Die französischen Unterhändler fordern die Befreiung der Gefangenen von Azincourt; es war im Jahre 1433! Mit Geleitbriefen versehen werden Charles und der mitgefangene Herzog von Bourbon nach Dover gebracht. Mit welchen Empfindungen der Gefangene vom hohen weißen Klippenabfall herab im Süden die grauweißen Dünen seines Heimatlandes wieder sah — von tiefem Heimweh ergriffen —, zeigt uns seine Ballade (p. 139).

„En regardant vers le païs de France,
Un jour m'avint, a Dovre sur la mer,
Qu'il me souvint de la doulce plaisance
Que souloye oudit pays trouver;
Si commençay de cueur a souspirer,
Combien certes que grant bien me faisoit
De voir France que mon cueur amer doit.“

Die zwei anderen Verse der Ballade atmen ähnliche Stimmung. Das Envoi lautet:

„Paix est tresor qu'on ne peut trop loer,
Je hé guerre, point ne la doy prisier;
Destourbé m'a long temps, soit tort ou droit,
De voir France que mon cueur amer doit!"

Ich bin nicht der Meinung, die Lanson hegt (Histoire lit. p. 165), daß „Charle's Herz leer sei von tiefem Gefühl. Im Seufzer des Gefangenen, der gerne nach Hause möchte, vermöchte er (Lanson) nicht eine Spur von Patriotismus bei Charles zu erkennen". Gewiß liegt ein Hauptakzent bei diesem und noch folgenden Gedichten in der Friedenstimmung, aber wer vermöchte des Dichters Pazifismus angesichts seiner langen Gefangenschaft nicht zu begreifen und zu rechtfertigen! Da scheint mir Lansons Satz „Il (Charles) n'a plus de sentiment national que de véritable amour" doch nur eine völlige Verkennung des Menschen Charles aus der nationalistisch-chauvinistischen Einstellung heraus zu sein.

Die Verhandlungen führen wider Erwarten nicht zur Auslieferung der Gefangenen, und Charles muß, nachdem er das Land seiner Väter nur von ferne gesehen, wieder zum nebligen Dunst Englands zurückkehren. Um dem Heimweh und der quälenden Schwermut zu entgehen, arbeitet er diese letzten 6 Jahre seiner Gefangenschaft so viel er nur kann. „Er übersetzte Handschriften, las, meditierte und dichtete." Mit Inbrunst erwartet er den Frieden, alle Heiligen ruft er zu seiner Verwirklichung an:

„Priez pour paix, doulce Vierge Marie, ...
Priez, prelas et gens de sainte vie, ...

ihr Kleriker alle, schlaft nicht, denn der Krieg zerstört dauernd alle Klöster und macht allem Studieren ein Ende." Auch die guten weltlichen Machthaber werden aufgerufen, dem Kriegselend zu steuern. Echt demokratisch wendet er sich hernach auch an das Volk, das unter Tyrannei schmachtet und sich deshalb befreien solle. In gleicher Weise wendet er sich an den schwergeprüften Kaufmann der Zeit. Im Envoi faßt er seine Gedanken noch einmal zusammen: Gott möge uns in allem trösten, an ihm sei es zuletzt, alle Übel abzuwenden. Wirkungsvoll schließt er mit den Worten:

Priez pour paix, le vray tresor de joye! (Poés. p. 140 ff.)

Dieser Gedanke an den Frieden ist auch allein imstande, ihm Freude ins Herz zu senken. Dabei formuliert er ihn rein

religiös, denn „nur weil Gott die Welt züchtigen wollte, hat er der Christenheit den Krieg geschickt“ (181). Man sieht, daß Charles von der religiösen englischen Denkart schon stark beeinflußt ist. Und dann übermannt ihn wieder das ganze Elend seines Gefangenendaseins, „Courroux, Deuil et Tristesse“ (205) umstehen sein Lager und wachen bei ihm. Um das Maß voll zu machen, gesellt sich auch Frau Langeweile dazu (24). Er nennt sich ganz ergriffen vom fievre de destresse (213), sogar sein Herz scheint ihm vestu de noir (31). Den Tod sehnt er als Erlöser herbei (Débat 25); vorzeitig fühlt er sich gealtert. In diese Zeit — im Jahre 1434 — fällt auch der Tod eines Schicksalsgenossen von ihm: der Herzog von Bourbon stirbt in der Gefangenschaft. Die Franzosen sangen damals: „Les faux Angloys, par leur grant tyrannie, Apres qu'on eut de sa rançon partie, Dix et huit ans, en prison bien gardée, Tant l'ont tenue qu'il a rendu la vie: En Paradis soit son ame logée“ (Huilhard-Breholles, La rancon du duc de B. p. 44/45; cit. n. Champion, p. 214).

In zunehmendem Maße beschäftigt sich Charles auch mit der zeitgenössischen Literatur. Von ihr erhält er immer wieder Anregung zu neuen Gedanken, denen er Leib und lebendige Seele einflößt. So werden sie zu Gestalten und umgeben ihn wie die des Rosenromans; Trauer und Freude, Hoffnung und Verzweiflung, Gefahr und Trost, Liebe und Tod nahen sich ihm so. Immer wieder aber treffen wir bei ihm das Wort ‚Beauté‘. So sagt er (203), daß ihn Dangier (= Engländer) eingekerkert und soweit von seiner Beauté getrennt habe. Oder er ruft:

„Ma seule Dame, souveraine,
De mon las cueur moult desirée“ (210).

Auch sagt er wohl:

„Ma seule amour, ma joye et ma maistresse,
Puisqu'il me fault loing de vous demourer
Je n'ay plus riens à me reconforter,
Qu'un souvenir pour retenir lyesse“ (216).

Obwohl fern von ihr, ist er immer bereit, ihr zu dienen (211. Er vertraut ihr seine Gefühle an, Hoffnung wie Trauer (213 ff.). Da er soweit von ihr entfernt sei, bittet er sie aus herzlichem Gedenken um einen Kuß, um ihn in seiner schmerzlichen Einsamkeit zu trösten (Ballade 24). Er fügt hinzu, wie herzlich er ihrer gedenkt und ihr treu bleibt (25). Er bittet sie um ein Lebenszeichen, das ihn aufmuntert, wenn Trübsal ihn

martert (34), damit er nicht im Purgatorium der Trauer bleibe (36). Schon stellt sich Charles die Freude vor, Beauté wiederzusehen (60), da erhält er die Nachricht, daß sie schwer erkrankt sei. Im Envoi bittet er Gott, den Allmächtigen, ihr beizustehen (64/65), wenn nicht, ihn auch sterben zu lassen. Seine Ahnung täuscht ihn nicht: nach kurzer vorübergehender Besserung wird ihm die Nachricht, daß sie gestorben sei. Seine verzweifelte Stimmung ergießt sich in die Klageworte:

„Las! Mort qui t'a fait si hardie,
De prendre la noble Princesse
Qui estoit mon confort, ma vie,
Mon bien, mon plaisir, ma richesse ..." (66 ff.).

Charles will jetzt aufhören zu dichten (97), denn ce monde n'est que chose vaine. Und dann ruft er in wehmütiger Stimmung 'les dames du temps jadis' herbei. Daß ihn dieses Todesgefühl ergriff, darf nicht erstaunen, es lag in der Luft. Wir brauchen nur an die berühmteste der Balladen Villons zu denken und an die Totentanzstimmung der Zeit. Da, inmitten dieser traurigen Seelenverfassung, erscheint dem Dichter ‚Âge' und rät ihm, der Amour Valet zu sagen. So nimmt er Abschied, und so entstand das ‚Livre qu'il feit en Inglant'.

Wer ist nun diese Dame Beauté, die zugleich des Dichters angebliche Amour und Maistresse ist? Manche meinen, es sei eine allegorische Figur, reine dichterische Fiktion. Wir dürfen aber wohl ruhig mit Champion den Schluß machen, daß die Angaben zu genau sind, als daß es sich hier nur um eine Erfindung des Geistes handelt. Bei der Angerufenen handelt es sich wohl sicher um Bonne d'Armagnac, des Dichters Frau, die er 1415 in Frankreich zurückließ. Nach der Schlacht bei Azincourt ist sie zu ihrer Mutter zurückgekehrt und 1437 gestorben. Lassen wir zur Bekräftigung des Gesagten den Dichter selber sprechen:

„Dedens mon livre de pensee,
J'ay trouvé escripvant mon cueur,
La vraye histoire de doleur,
De lermes toute enluminée, ...
En defassent la tres, aimée
Ymage de plaisant doulceur" (282).

Auslieferungsverhandlungen.

Ein besonders hohes Verdienst um das Zustandekommen des Friedens zu Arras (Näheres s. Einleitung) hatten die Kirchenväter zu Basel. Sie nahmen von der Ferne aus wirklichen Anteil an der Tagung. Schriftlicher und persönlicher Verkehr herrschte zwischen beiden Städten (Conc. Bas. 5, 140; cit. n. Schneider, S. 19). Es galt ein gewaltiges Werk: für die Friedensidee zu arbeiten und durch ergreifende Schilderungen der Kriegsfolgen auf Frankreich und England zu wirken. Welche Persönlichkeit war aber geeigneter dazu als Charles selber, der ja lange genug Kriegshaft erduldete! Die Franzosen verlangten ihn zurück, die Engländer aber wollten ihn nach wie vor benutzen, um ihre Interessen durchzudrücken. So ist es verständlich, daß der Dichter wiederum nicht ausgeliefert wurde. Vier lange Jahre mußten noch verstreichen, bis Charles den Heimatboden wieder betreten konnte. Aber die Aussichten für seine Befreiung waren doch erheblich besser geworden. Verschiedene Gedichte aus dieser letzten Zeit der Haft zeigen es ihrer ganzen Stimmung nach. Im Oktober 1439 war Charles — ½ Jahr vor seiner endgültigen Auslieferung — wieder nach Calais gebracht worden. Da ja durch den Vertrag von Arras eine Aussöhnung zwischen Orléans und Burgund erfolgt war, so schrieb der Dichter von diesem Hafen aus eine Ballade an den Herzog Philipp den Guten von Burgund, der damals gerade in St. Omer weilte (151). Darin bat er ihn, als seinen Vetter und Waffengefährten, und ‚puisque je suis vostre voisin', ihn doch über die jetzt in Frankreich herrschenden Verhältnisse auf dem laufenden zu erhalten. Von neuem fügt er Worte des Hasses gegen den Krieg und der Hoffnung baldigen und endgültigen Friedens hinzu Kurz vor seiner letzten Rückfahrt nach Dover erhielt Charles die Antwortballade des Burgunders (152). In England angekommen, antwortet Charles sofort (153), dankt Herzog Philipp herzlich für seine Nachricht, spricht ihm wie auch seiner Kusine, der Herzogin Isabelle von Burgund, sein volles Vertrauen aus und bittet um eine Empfehlung für sie (154). Charles hatte Gelegenheit gehabt, mit dieser in Calais zu sprechen, dabei hatte die Herzogin den Dichter ins Vertrauen gezogen und bei ihm angefragt, wie er sich zu einer Heirat mit ihrer Nichte und Pflegetochter,

Marie von Kleve, stelle. Des Alleinseins müde, war Charles wohl gern mit diesem Plan einverstanden; wahrscheinlich hatte er Gelegenheit gehabt, Marie von Kleve in Calais kennen zu lernen. Seine gehobene Stimmung klingt durch in seinen Worten im Envoi „Tout Bourgongnon sui vrayement De cueur, de corps et de puissance!“ Eine ausgesprochen aufgeräumte Gemütsverfassung zeigt aber die Ballade „Nouvelles ont couru en France ... (147), die wegen ihrer vergnügten Empfindung wohl sicher in die letzte Zeit seiner Gefangenschaft zu verweisen ist. Der Herzog war, was nicht verwundern kann, totgesagt worden. Als ihm Nachricht davon wird, meldet er sich; aber nicht aus einer Stimmung heraus, die nur müde dementiert, sondern aus einer Gemütsverfassung, die so froh bewegt ist, daß es sich lohnt, mit einigen Worten auf diese Ballade einzugehen. Ich gebe auszugsweise eine freie Übersetzung von ihr (s. auch Klemperer, S. 39).

1. „Frau Fama durcheilt Frankreich und kündet, daß ich tot sei. Darüber freut sich mancher, der mich zu Unrecht haßt, während der, welcher mich schätzt, sich ehrlich betrübt zeigt. Daher tue ich allen Leuten kund und zu wissen,

Daß die Maus noch lebt (Qu' encore est vive la souris).“

2. „Auch bin ich nicht einmal krank gewesen, sondern fühle mich, Gottlob, wohlauf und guter Dinge und lebe der Hoffnung, daß der Friede, der schon viel zu lange schlief, erwachen und uns allen Freude und Frohsinn wieder bescheren möge. Verwünscht aber seien alle diejenigen, welche es schmerzt,

Daß die Maus noch lebt!“

3. „Ich fühle mich wie neugeboren und spotte des Alters, das mich schon in seinen Ruhehafen geleiten wollte. Gott m Paradiese aber lobe und preise ich, daß ich noch Kraft und Stärke fühle und

Daß die Maus noch lebt!“

Envoi: „Darum trage noch keiner Trauerkleider, die zudem viel zu teuer sind, sondern nehme es jeder für wahre Münze hin,

Daß die Maus noch lebt!“

Endlich schlägt dem Dichter die Befreiungsstunde. Am 2. Juli 1440 wird der Vertrag unterzeichnet, der ihm nach 25 Jahren die Freiheit wiedergibt. König Heinrich erklärt dabei (s. Champion, S. 309), daß dies geschehe „pour éviter de verser le sang chrétien, les inconvénients innombrables provenant des guerres, pour l'amour de paix, estimant enfin que chez un prince il est aussi glorieux d'avoir pitié d'un vaincu que de vaincre un

ennemi“ (Rymer, T. 10, p. 825, cit. n. Champion). Man sieht, die Denkart der Engländer in Dingen der Politik war damals schon so, wie sie unverändert noch heute ist. Erst treibt man 25 Jahre Mißbrauch mit einem Gefangenen, dann fühlt man sich plötzlich ergriffen von seinem Gewissen, hängt sich das ethische Mäntelchen um und steht vor der Welt groß da.

In der Kathedrale der alten Hauptstadt Winchester muß Charles am Altar einen heiligen Schwur tun: „Moi, Charles, je jure sur les saints Evangiles de Dieu que toutes choses contenues dans les lettres .... entre .... prince Henry, roi d'Angleterre et moi, Charles d'Orléans .... je les accomplirai ....“ (cit.n. Champion).

Charles war frei, setzte Segel und landete Ende 1440 in Frankreich.

Charles d'Orléans Rückkehr nach Frankreich.

Nach seiner Heirat mit Marie von Kleve geht Charles nach Orléans, wo ihm die Stadt einen festlichen Empfang bereitet. Die nächsten Jahre verbrachte der Dichter in eifrigem Bemühen um Förderung des Friedens zwischen England und Frankreich. Seine Arbeit wurde belohnt: im Jahre 1444 wurde unter dem Namen des Herzogs ein zweijähriger Waffenstillstand abgeschlossen (s. Champion). Während dieser Verhandlungen mag es auch wohl gewesen sein, daß der Dichter den Abstand zwischen sich und der inzwischen herangewachsenen Generation stark fühlte. Er gibt seiner Stimmung Ausdruck durch die Worte:

„Vieulx temps desja
S'en sont courrus,
Et neufz venus,
Que Dea, que Dea,
Puis ça, puis là“ (Champ.-Figeac, 247).

Dort mögen ihm auch die Galane à la mode aufgefallen sein, die er als Gorgias aufzog:

„Laissez aller ces Gorgias
Chascun yver à la pippée,
Vous verrez comme la gelée
Reverdira leurs estomas“ (Champ. 246).

Und dann macht er seine Glossen über die neue Mode mit den

aufgeschlitzten Ärmeln, in die der Wind hineinbläst, und über die mondänen Schnabelschuhe ohne Hacken. Große Feiern müssen damals in Paris gewesen sein, Freiheitsluft wird geweht haben, und das ist große Zeit für die Mode.

Charles' Aufenthalt in Blois.

Vergeblich hatte der Herzog in den Jahren 1448—1450 versucht, seine Besitzungen in Italien, die ihm während seiner langen Haft verloren gegangen waren, wieder zu erlangen. Müde und abgespannt kehrte er zurück und gibt sich jetzt ganz der Ruhe und seinen dichterischen Neigungen in Blois hin. Regierungsgeschäfte scheinen ihn nie schwer gedrückt zu haben. Sehr einfach lebte man in Blois. Der Haushalt umfaßte nach den Feststellungen von Champion nur etwa 80 Personen für Charles und 30 Bediente für seine Gemahlin. Der Dichter kleidete sich in diesen seinen späteren Jahren (1450—1465) meist schwarz; diese Farbe mochte ihm wohl als bester Ausdruck für sein Geschick erscheinen. Sogar im Monat Mai, zur Zeit des St. Valentinfestes, das damals besonders in England viel gefeiert wurde, kleidete er sich so:

„Pour ce que Plaisance est morte
Ce may, suis vestu de noir" (281).

Älter werdend, begann der Dichter zunehmend zu frösteln. So sieht er sich eines Tages, in warme Pelze eingehüllt, sitzen, während sich die warmblütige Jugend fröhlich um ihn tummelt. Das veranlaßt ihn, eine liebenswürdig-gutmütige Attacke gegen sie zu reiten, ‚die auch einmal alt und frierig wird'.

„Car, quant Amours servy aurez Autant que j'ay, vous devendrez
Pareillement en mon Party ..." (167).

Diese liebenswürdige Gutmütigkeit ist überhaupt ein hervorstechender Zug im Charakter des alternden Dichters. Champion zählt zahlreiche Fälle auf, wo Charles u. a. den Taufpaten abgibt, Zeug schenkt, die Schulkosten trägt, Kranke pflegen läßt, Hochzeitsgeschenke macht, die Hebamme bezahlt ... (S. 407). Kann es da in Erstaunen versetzen, wenn ein poète vagabond, wie es Villon war, so viel Hoffnung auf seine Güte setzt, ihn seinen ‚doulx seigneur' nennt? (Fr. Villon, Épître à Marie d'Orléans ed. Archiv. p. 85).

Ja, Charles erscheint in seinen Dichtungen, jedenfalls in dieser Zeit, geradezu fromm. Er erklärt unumwunden, daß Gott die Christenheit wegen ihrer Sünden hat strafen wollen, daß er aber jetzt ihr Gutes im Auge habe „par bonne paix que brief Dieu nous envoye“ (181, 82). Immerhin ist ganz im Gegensatz zu Villon bei ihm von subjektiv erlebter Religion wenig zu spüren, es handelt sich bei ihm, wie bei den meisten seiner Zeitgenossen, mehr um eine äußere Betätigung des Christentums in Wohltätigkeit.

So blieb das Leben in Blois recht natürlich, wenn es auch tiefer, vorwärtsstrebender Gedanken entbehrte. Gern wird vom Herzog das Landleben und die umgebende Natur mit ihrem ewigen Wechsel und Kreislauf des Geschehens in das dichterische Gesalten hineinverwoben: „Yver, vous n'estes qu'un vilain“ ... (244), gesteht er, oder er ruft: „Esté est plaisant et gentil“ ..., oder er faßt seine Gedanken und Empfindungen über den Frühling in der reizenden Strophe zusammen:

„Le temps a laissié son manteau
De vent, de froidure et de pluye,
Et s'est vestu de broderye,
De soleil raiant, cler et beau
Il n'y a beste ne oiseau
Qui en son jargon ne chante ou crye;
Le temps a laissié son manteau“ (Champ. Fig. 136 ff.) u. a.

Man wird an Mörikes „Frühling läßt sein blaues Band flattern durch die Lüfte“ erinnert. Natürlich liebte der altgewordene Dichter die verschiedenen Jahreszeiten auch wegen der jeweiligen Bequemlichkeit, die sie mit sich brachten. Wir erkennen dies besonders gut bei dem oft zitierten Rondeau:

„En yver du feu, du feu,
Et en esté boire, boire,
C'est de quoy on fait memoire,
Quant on vient en aucun lieu ...
Chaulx morceau faiz de bon queu,
Fault en froit temps, voire, voire,
En chault, froide pomme, ou poire,
C'est l'ordonnance de Dieu ...“ (376).

Sehr liebte es der Dichter, Feste zu feiern; der Neujahrstag wurde mit besonderer Freude verbracht. Man wünschte sich —wie heutzutage — Freude, Gesundheit und ein langes Leben (276, 303). Farcen und Mysterienspiele wurden an diesem Tage

in Blois aufgeführt. Besonders aber wurde der schon früher erwähnte St. Valentinstag gefeiert. Er fällt auf den 14. Februar und spielte damals in England eine große Rolle. Charles hat das Fest während seines 25jährigen Exils dort wohl oft genug mitgemacht — es ist ja da Fest der Jugend — und es hernach wohl in Blois eingeführt. Der Sinn des Tages ist, daß ein junger Mann (Valentin) das erste junge Mädchen, das er am genannten Tage trifft, zu seiner Valentine macht, sich mit ihr gewissermaßen verlobt, ihr ein Geschenk bietet und während des ganzen Jahres ihr Kavalier bleibt. Auch sandte man ‚valentines', d. h. anonyme Liebeszeichen und Briefe (Encyclop. Britan. 27, p. 850). Der Herzog schildert uns in seinen Gedichten oft diesen Tag. Ich greife aus der Fülle nur heraus:

„A ce jour de saint Valentin
Que chascun doit choisir son per,
A mon resveillier au matin,
Je n'ay cessé de penser
A ce jour de ..." (244, 265, 305, 357 ff.).

Ein anderes ländliches, sehr beliebtes Fest brachte der Monat Mai. Frühmorgens, in aller Herrgottsfrühe schon, tanzten die Bauernjungen und Mädel um den Maibaum. Die Adligen aber ritten mit den Damen ihres Herzens in die Wälder, um dort frisches Grün zu brechen und damit ihre Liebsten zu schmücken.

„Quant j'ay ouy le tabourin
Sonner, pour s'en aler au May,
En mon lit fait n'en ay effray,
Ne levé mon chief du coissin;
En disant: il est trop matin,
Ung peu je me rendormiray.
Quant j'ay ..." (286, 287, 361 ...).

Man sieht: mit zunehmendem Alter ging dem Dichter die Bequemlichkeit doch über alles. Behaglich ruht Charles in seinem ‚aimable Blois' aus „En mes pais .... me trouve a repos" (299). Wohl unterbricht er diesen Aufenthalt ab und an durch kurze Reisen, u. a. nach Orléans. Doch hält er es nicht länger als 14 Tage dort aus, dann zieht es den Alternden wieder mit aller Macht aus dem Gewühl der Stadt fort:

„Pour ce qu'on jouxte à la quintaine
A Orléans, je tire à Blois;
Je me sens foulé du harnois,
Et veulx reprendre mon alaine ..." (320).

Zurück nimmt er den Wasserweg auf der Loire, das ist weniger anstrengend und bietet schöne Bilder:

„En tirant d'Orléans de Blois,
L'autre jour par eaue venoye ...
Si rencontray, par plusieurs foiz,
Vaisseaulx, ainsi que je passoye ..." (164).

Mit der Zeit wurden ihm aber selbst diese kleinen Reien unerträglich, und er blieb nun dauernd in Blois:

„M'appelez vous cela jeu?
En froit d'aler par pays ..." (419).

Zum Glück hatte der Dichter inneres geistiges Leben genug, um nicht in Pedanterie und Duodezfürstentum zu versinken. Sein Hof war mittlerweile in Frankreich bekannt geworden als Stätte gern gewährter Gastfreundschaft, wo die Minnesänger der Zeit, gleich, welch sozialer Stellung sie waren, ihre Balladen vortragen konnten und immer ein williges Ohr fanden. Könige (René d'Aragon) dichteten dort, aber auch Poètes vagabonds (Villon) waren dort zu hören. Wie wir noch des näheren bei Villon in dem Abschnitt „Villon und sein Verhältnis zu Charles d'Orléans" sehen werden, hatte der Herzog zudem schwer an seiner Melancholie zu leiden, die ihn in der Einsamkeit doppelt stark überkam (400 ff.), daher schätzte er ein gästereiches Haus über alles.

Zusammenfassung.

Jeder Dichterkreis hat ein gewisses Air, seine bestimmte Art zu sprechen, zu lachen und zu dichten. Diese Art galt es bei Charles zu definieren, denn er ist der geistige Urheber, die Anziehungskraft von Blois. Zuletzt sind es doch nicht seine Gelder, die einen Villon nach Blois ziehen: Organisation und Geld sind nicht Lebenserreger, nur Stützen und Hilfen.

Das Mittelalter kannte lyrische Dichtung nur in allegorischer oder moralischer Form. Auch Charles dichtet so. Dabei sind seine Phantasiegestalten aber durchaus lebendige Personen. Ein flüchtiger Blick erscheint ihm wie ein Kind, welches „joue aux barres" (257). ‚Soupir' ist ihm wie einer jener üblen frères mendiants, welche — die Wunde der Zeit — auf den Wegen vagabundieren' (211). Die Melancholie ist ihm wie eine alte Amme,

welche die schreienden Kinder mit der Rute in der Hand verfolgt (293).

Auch im religiösen Sinne unterscheidet sich der Dichter wenig von der konventionellen Form. Von der grausamen Schärfe des Gegensatzes, wie wir ihn unverhüllt bei Villon finden, von Sünde und Gnade, ist bei ihm wenig zu spüren. Immerhin finden wir bei ihm wenigstens soziales Empfinden, auch der Zeit entsprechend ein Erschauern vor dem Fittich des Todesengels:

„C'est grant peine que de vivre en ce monde,
Encore est-ce plus paine de mourir" (260 n. Champ. Fig.).

Aber wenn man einmal tiefere regigiöse Gefühle bei ihm erwartet, erfolgt plötzlich ein leichter Stoß, und lustig plätschert der Dichter wieder auf der Oberfläche des breiten Lebensstroms:

„Vendez autre part vostre dueil,
Quant est àmoy, je n'en ay cure" (310 n. Champ. Fig.).

Aber diese Auffassung des Religiösen hat wenigstens den Vorteil, daß der Dichter frei ist von leerem Observantentum:

„On parle de religion
Qui est d'etroitte observance ...
Entre tous, j'ay compassion
Des amoureux de l'observance" (195).

So war Charles d'Orléans von nicht geringem Einfluß auf seine Zeitgenossen. Er faßte noch einmal in der liebenswürdigen, nie verletzenden Art, die ihm eigen, alle konservativ-höfischen Dichterideale seiner Zeit zusammen. Aber er gehört doch schon durch seine Ideen und Sprache einer vergangenen Generation an; der zeitlich neben ihm stehende Villon, der etwa zu gleicher Zeit von der Lebensbühne zurücktritt wie der Herzog, und dem wir uns jetzt zuwenden, beweist uns dies mit grausamer Schärfe. In Charles d'Orleans haben wir den letzten höfischen Dichter, in dessen Phantasie alle Gemeinplätze blühen, der behaglich — wenn auch einfach — in seinem aimable Blois von den festen Einnahmen seines Staates lebt, inmitten seines kleinen Hofes von poetisierenden Edelleuten und Sold heischenden Dichtern, scherzend über Liebe und Damen und die jungen Leute, die sich ihr ernsthaft ergeben, spottend über neue Ärmelmoden und spitze Schnabelschuhe. Und dort steht Villon, der Dichter des Volkes, der zwar auch teil hat an der Mode der Zeit, an den Dichtformen, die der Herzog benutzt, der auch die

Bürde des Lebens mit einer gewissen Schwermut trägt und zum Tode bereit ist. Villons Strophen aber wachsen aus persönlichem Elend heraus, aus dem tiefsten mittelalterlichen Gefühl, der Todesnot, und entzünden sich daran in einigen Zeilen „zu einer so ungeheuren Flamme, wie sie in Frankreich nie wieder gebrannt hat“ (Klemperer, S. 2).

Allgemeines über Villons Leben und Werk.

Des Dichters Eltern waren arm. Wir wissen, daß seine Mutter einfach, fromm und ungelehrt war, während wir über seinen Vater, namens des Loges oder de Montcorbier, keinerlei Nachrichten haben. Der Priester Guillaume de Villon, maître en droit canon, son „plus que père", gab dem Knaben einen Namen und die Mittel zur Erziehung, sodaß es François bis zum maitre ès arts (Magister der freien Künste) brachte. Aber von da an bewegt sich sein Leben auf absteigender Linie. Statt etwa Doktor der Theologie oder des Rechtes zu werden, versinkt er — gleich zahlreichen anderen Graduirten seiner Zeit — im Strudel der Stadt. Er muß ein tolles Leben geführt haben, denn was sich immer wieder wie ein roter Faden hindurch zieht durch seine Vermächtnisse, ist ein Rausch von Wein, Liebe und Auf ruhr. Immer tiefer sinkt er, er schließt sich der Bande der Coquillards, jener berüchtigten Einbrechertruppe, an, verübt er folgreiche Einbrüche, lebt vom Ertrag der Diebesbeute, wird mehreremale hinter schwedische Gardinen gebracht, wo er von Schwarzbrot und Wasser sein Leben fristet, wird mindestens zweimal zum Tode verurteilt, streift haarscharf am Galgen vor bei und verschwindet mit 33 Jahren aus unserem Gesichtskreis. Nur einen kleinen Band Verse hinterläßt er uns, in denen sein elendes Leben, voll Sehnsucht, Zerrissenheit, Rausch, oft das Perverse streifend, aber immer in unbarmherziger Wahrheitsliebe mit brutalem Realismus malend, in diesem und jenem Vers sich zu tief menschlichem Fühlen steigernd, vor uns ersteht.

Über Villons Äußeres wissen wir wenig. Gern trug er die Tonsur, um als Kleriker zu gelten. Sein Haarwuchs war spär lich, frühzeitig war seine Stirn kahl; seine Gesichtsfarbe war „plus noir que mûre", von Umfang war er „plus maigre que chimère". Dabei war er ohne Zweifel von großer Beweglichkeit „ses yeux vifs comme émerillon". Im Gefängnis wurde er oft genug, dem damaligen Gebrauch entsprechend, ratzekahl ge

schoren „comme un navet qu'on rape". Sein Selbstportrait in seiner Ballade des Pendus zeigt ihn in seiner ganzen Magerkeit und seiner „forte santé de pèlerin, que n'a pas usée la débauche ni la prison" (Suarès). Und mager waren auch die Kollegen Villons in diesen unruhigen Zeiten, das Brot muß rar gewesen sein; es wird sich dem Knaben Villon tief eingeprägt haben, wenn die Wölfe zwischen Vincennes und der Bastille in Paris sich einschlichen und Kinder fraßen. Als der Dichter nach einem Einbruchsdiebstahl in die Kasse der theologischen Fakultät im Jahre 1455 Paris verließ, nimmt er in seinem Dichtwerk, den Lais (Vermächtnis), Abschied von der Hauptstadt. Da der Diebstahl entdeckt wird, wagt er nicht, nach Paris zurückzukehren, sondern führt ein unstetes Wanderleben, das ihn auch an den Hof des Dichters Charles d'Orléans in Blois führt, wird aus irgend welchem Anlaß vom Bischof Thibauld d'Aussigny von Orléans in den Kerker von Meung-sur-Loire geworfen, wird von König Ludwig, der auf seiner Königsreise nach Meung kommt, begnadigt und verfaßt jetzt, außerhalb von Paris lebend (T. 1056), ein Grand Testament. Kehrt 1462 nach Paris zurück, wird wegen einer Rauferei festgenommen und entrinnt mit knapper Not dem Galgen. Er wird aber für zehn Jahre von Paris verbannt.

Die verschiedensten Saiten des Menschenherzens werden in seinem Werke angeschlagen; alles wird echt mittelalterlich bunt durcheinander gemischt, es stehen z. B. ausgelassen obscöne Witze neben einem Gebet an die Jungfrau Maria. In seinen ersten Balladen, die hin und her in seinem Testament eingestreut sind, ist der Dichter noch ganz konservativ. Auch später noch in Blois, am Hof von Charles d'Orléans, weiß sich Villon vorzüglich dem konservativ-feudalen Milieu dort anzupassen. In den Lais ist seine Dichterindividualität schon gut zu erkennen. Sein eigentliches Werk, das Grand Testament, ist sicher am höchsten zu bewerten. Villon ist gerade aus dem Kerker von Meung entlassen und läßt die Einzelheiten seines verlorenen Lebens wehmütig an sich vorüberziehen; über Glück, Tod und Liebe spricht er in der düsteren Art, die der Zeit eigen; alles ist mit unbarmherzigster Wahrheitsliebe dargestellt und mit eigenen Betrachtungen verwoben. Von den späteren Balladen ist der schönsten eine die Ballade des Dames du temps jadis. Wir

werden sie noch näher behandeln. Die Ballade de la belle Heaulmière malt die Vergänglichkeit der weiblichen Schönheit. Wertvoll ist auch das Gebet an die Jungfrau Maria, das der Dichter auf die Bitte seiner Mutter hin verfaßte; es ergibt im Envoi den Namen des Dichters. In der Ballade des Contreditz de Franc-Gontier erscheint die bequeme Lebensanschauung des Dichters im hellsten Lichte, während die Ballade de la Grosse Margot den Dichter in seinem schärfsten, viel verschrienen, Realismus zeigt. Eine Übersetzung seiner Werke versuchten Dehmel und Ammer.

Daß Villon von starker Wirkung auf seine Mitwelt war, zeigt eine Betrachtung der Druckregister der folgenden Jahrzehnte. Denn er lebt fort im Gedächtnis seiner Nachwelt, wenn auch oft verzerrt. Das echt Menschliche in ihm, sein Leiden und daneben das Abenteuerliche seines Lebens, wird das Volk immer anziehen. Bald wird Villon zum Gegenstand der Legende. Clément Marot, der Hofdichter, gibt 1529 sein Werk heraus. Im Vorwort seiner Ausgabe würdigt er des Dichters Geist: „Man könne von ihm lernen". Zugleich aber bedauert er an ihm, daß er die wertvolle Hofluft nicht einatmen konnte. Marot stand eben ganz im Bann des höfischen Lebens. Nicht mit Unrecht sagt Morf: „Marot ist Villon courtois". So werden des Dichters Werke in rascher Folge zehnmal hintereinander aufgelegt und in Frankreich verbreitet. Auch Rabelais kommt mehrfach auf den Dichter zu sprechen; wahrscheinlich hat er aus einer Lokaltradition geschöpft, nach der unser Dichter in seinem späteren Leben Theateraufführungen in St. Maxence geleitet und dort eine Zuflucht gefunden habe. Wohl erlahmt das Interesse für den Dichter während der klassischen Periode Frankreichs. Aber von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab lebt das Interesse für ihn wieder auf; die Romantiker beschäftigen sich besonders liebevoll mit ihm; sie empfinden das Seelenverwandte. Auch die Jargonforschung beschäftigt sich mit dem Dichter; so werden einige Jargonballaden aufgehellt. Die englischen Praeraffaeliten lesen ihn begeistert und übersetzen ihn, der „Häuptling von Samoa", der romantische Ingenieur und Schriftsteller R. L. Stevenson, widmet ihm eine Novelle; Suarès vergleicht ihn mit Verlaine, und Anatole France schreibt eine Verlaine- oder besser Villon-Novelle über unseren Dichter.

François Villon als Kind seiner Zeit.

Besondere Wesenszüge des Dichters.

a) Zeitgenössisch-konservative Elemente.

Villon ist einer der ersten bewußten Individualisten des ausgehenden Mittelalters. Damit zählt er zu denen, die die neue Zeit einleiten. Und doch verbinden ihn noch zahlreiche Fäden mit dem gewaltigen geistigen Gebäude der mittelalterlichen Kultur. Trotzdem hat W. von Wurzbach uneingeschränkt nicht recht, wenn er behauptet, daß der Geist, der aus den Werken unseres Dichters spricht, noch ein durch und durch mittelalterlicher sei. (Wurzbach, S. 420.)

Konservative Elemente finden sich genug in Villons großem Vermächtnis. Es wäre auch sonderbar, wenn sich die scholastische Erziehung nicht irgendwie wenigstens formal bei ihm äußern würde. Schon früh lernte er diesen ganzen mittelalterlichen Apparat kennen, als er Aufnahme fand bei seinem „plus que père", Maître Guillaume de Villon (T. 849 ff.). Zudem können wir uns den Beginn seines Aufenthalts dort nicht früh genug denken, wenngleich die Worte, daß er von ihm „à enfant levé de maillon" (T. 852), wohl nicht wörtlich zu nehmen sind. Es müßte ja seltsam zugegangen sein, wenn der Einfluß des Klosterlebens dort neben der Kollegiatskirche St. Benôit-le-Bétourné, die in enger Verbindung mit der Notre-Dame und der Sorbonne stand, nicht auf ihn gewirkt hätte. Wir dürfen wohl annehmen, daß Villon bei Maistre Guillaume lange Aufnahme gefunden hat. Im Hause seines Pflegevaters wird er seine Schüler- wie auch die ersten Studienjahre verlebt haben; im Jahre 1452 schloß er sie mit dem Grad des „maistre ès arts" ab. Vieles spricht dafür, daß er in diesen ersten Jahren gearbeitet und den Wissensstoff der scholastischen Gelehrsamkeit so weit als nötig in sich aufgenommen hat. So kann es nicht wunder nehmen, daß dieser Geist besonders in seinen Jugendwerken und später noch in feudaler Umgebung zum Ausdruck kommt. Denn Villon mit seinem weichen Charakter ist nicht der Mann, der sich

seiner Umwelt entziehen könnte. So zeigt sein vielleicht frühestes Werk, die Ballade de Bon Conseil (P. D. 1 ff.), noch völlig den konservativ moralisierenden Charakter seiner Umwelt; wir können uns vorstellen, daß der Dichter sie in späten Schülerjahren etwa im Kloster St. Benôit verfertigt hat. Das Envoi zeigt eine Summe von theologisch-moralischen Gemeinplätzen und beweist treffend, wie weit unser Dichter als Kind seiner Zeit an der Flachheit des scholastischen Unterrichtsbetriebes teilnahm. Da sich bei ihm die innere Auseinandersetzung noch nicht vollzogen, speist er uns ab mit einem gesetzlichen „vivons en paix, exterminons discort, soyons d'acort, la loy le veult, ordre nous fault" (31 ff.).

Interessant ist auch die Strophe 15 (L. 113) seines Vermächtnisses, wo er seinem Kommilitonen Robert Valée seinen verrosteten Harnisch (haubert) vermacht, damit er seines schlechten Gedächtnisses wegen einen anderen Beruf ergreifen und aus dessen Erlös sich eine öffentliche Schreibstube zum Unterhalt erwerben könne. Das, was der Ritter des Mittelalters nie hergegeben hätte, vermacht Villon jetzt für ein Nichts; es schien ihm also ganz wertlos geworden. Wir sehen die konservative Zeit: Studenten und andere arme Schlucker besitzen noch ein Panzerhemd. Der gute Rat Villons zeigt aber auch zugleich, daß der Ideengehalt des Rittertums erschöpft ist und ein bürgerlicher Realismus Platz gegriffen hat. Der Dichter scheint in seiner früheren Zeit im Hause des Stadtkommandanten von Paris, Robert d'Estouteville, verkehrt zu haben, sonst hätte er kaum so eingehend geschildert, wie dieser „seigneur qui sert Saint Cristofle" (T. 1369 ff.) in ganz mittelalterlicher Art seine Gemahlin auf dem Turnier errungen hatte. Diese Ballade pour Robert d'Estouteville (T. 1378) zeigt Villon formal ganz höfisch. Und doch scheint uns die beste Seite in seinem Charakter, das persönliche Empfinden, nicht zur Geltung zu kommen, wenn er getreu mittelalterlich eine feudale Jagdgesellschaft schildert, wie sie sich aufmacht „au poinct du jour, que l'esprevier se bat, meu de plaisir et par noble coustume" (T. 1378 ff.). Und wenn er schließlich damit endet, daß er der Dame seines Herzens die alten Liebenswürdigkeiten sagt: „Dame serez de mon cuer sans debat" (1386), meine Aufgabe ist „de vous servir", denn schließlich „c'est la fin pour quoy sommes ensemble".

Es erhebt sich nun wohl die Frage, wie es möglich ist, daß der Stadtkommandant, einer der einflußreichsten Männer im bürgerlichen Paris, in dessen Hause der Dichter damals ein- und ausgeht, dazu kommt, sich noch so völlig aristokratisch zu geben, wie mitten in der Zeit der Ritterorden. Es muß damals ein starker Hunger nach schöner äußerer Form geherrscht haben, und diese fand man gerade in der Äußerung des ritterlichen Lebens. Sicher werden die unruhigen Zeitläufte mit ihrer täglichen Not, Sorge und Entbehrung stärkste Reaktion zur guten alten Zeit hin hervorgerufen haben. Als zur Zeit unseres Dichters mehr als einmal die Schwarze Pest durch die Straßen der französischen Städte eilte und furchtbare Ernte hielt, veranstaltete man formliche Cours d'amour, um in Liebeslied und Liebeslust die Not für Augenblicke zu vergessen. So entsteht mitten im Weichbild des städtischen und bürgerlichen Paris eine konservative Welt mit phantastisch anmutenden Ritteridealen und Allüren. Villon müßte nicht ein Dichter mit einer schönheitstrunkenen Seele gewesen sein, um nicht wenigstens vorübergehend an diesem ganzen aristokratischen Traumland einer vergangenen Zeit Gefallen zu finden. Nicht auf die Dauer. Er stand dem Leben mit seinen animalischen Instinkten eben doch zu nahe, als daß er mit vornehmer Geste auf realen Lebensgenuß hätte verzichten können. So zeigt uns schließlich auch der Dichter in seiner baldigen Abwendung vom Hofzeremoniell bei Charles d'Orléans und anderen adligen Gönnern, daß der ritterliche Gedanke des 15. Jahrhunderts, der überall mit großem Prunk und Getue auftritt (s. Huizinga), für gewöhnlich nur Spiegelfechterei und leere abgenutzte Romantik ist, die mit dem wirklichen Leben nur noch wenig gemein hat. Wertvoll ist er nur noch dann, wenn er als Träger innerer Werte erscheint. Der heutige konservative Geist zeigt ja auf Schritt und Tritt wesensähnliche Züge. Daß unser Dichter materiell noch unverkennbar im Mittelalter wurzelt, sehen wir gut in der Ballade des Langues Envieuses (T. 1422). Oft genug ist dem Dichter ja der Prozeß gemacht worden, wir wissen, wie er später der Wasserprobe unterzogen wurde (Wurzbach, S. 577). Denn zu Villons Zeiten gediehen die sogenannten Gottesurteile in Reinkultur. Wie weit er die überaus liebliche Sammlung von Heilmitteln, die die Ballade uns vorführt, eigener Erprobung verdankt, wird

schwer festzustellen sein, wenngleich eine Untersuchung über den damaligen Stand der Medizin manch interessante Aufklärungen bringen würde. Dies Interesse an der Heilkunst sehen wir z. B. auch bei Charles d'Orléans. In zahlreichen Stellen seiner Dichtung (145 ff.) spricht er die Sprache der Mediziner. Alle Drogen, Gifte, Balsame waren ihm interessant. M. de Laborde führt (nach Champion, S. 499) nicht weniger als 62 Mediziner am Hofe von Charles und dessen Vater an. So ist es nicht verwunderlich, daß Charles in seinen alten Tagen, geplagt von Gicht und zweifelnd an der Fähigkeit der Ärzte (412), seinen herben Scherz über sie äußert:

„Asourdy de Nonchaloir,
Aveuglé de Desplaisance,
Pris de goutte de grevance,
Ne sçay a quoy puis valoir.
Voulez vous mon fait savoir?
Je suis presque mis en trance“ (111, 412).

Wie es aber um das allgemeine Interesse des Volkes an diesen geheimnisvollen Tränken steht, zeigt am besten die Verfolgungsepidemie gegen die Ketzer in Arras (vgl. Cartellieri, Kap. Vauderie von Arras). Interessant ist dort auch ein Zeugnis über Jean, Duc d'Alençon, dem 1458 der Prozeß gemacht wird. Dieser führt das Abenteurerleben eines Hochverräters, konsultiert eine Astrologin über seine Nativität und läßt sich von ihr getrocknetes Schlangenpulver zubereiten, das er, seiner angeblichen Heilkraft wegen, dann der Königin verehrt. Jean sucht auch das „herbe martagon“, um damit die Gunst der Damen zu erringen. Das Volk glaubte, daß durch dieses Kraut der Mann für die Frauen unwiderstehlich werde.

Genug, daß auch Villon diese Fülle von Mitteln wenigstens kennt, von denen er das eine oder andere bei seiner intimen Berührung mit dem Pariser Volk wohl in Anwendung gesehen hatte. Seine Zeit steckt voll Wunderglaube und schreit förmlich nach Heilung. Und doch gibt Villon diesem ganzen mittelalterlichen edlen Apparat wieder eine persönliche Note. Hat nicht der Gedanke an die Wirkung dieses Destillates etwas unendlich Komisches? Das wird irgendwie auch ihm vorgeschwebt haben neben gerechtem Zorn über ihm widerfahrene Verleumdung durch die „filles de joie“. Gewiß, das bleibt bestehen: sein Ausgangsmaterial ist noch rein mittelalterlich, damit arbeitet er

noch wie die Scholastiker mit ihren veralteten Kommentaren und die Juristen mit ihren Floskeln neben ihm. Es bedurfte stärkerer Naturen, als Villon es war, um den Bann des Mittelalters vollends zu brechen. Aber er bereitete den Prozeß vor.

Villon und sein Verhältnis zu Charles d'Orléans.

Herzog Charles gesteht einmal, daß es nichts Schöneres auf der Welt für ihn gäbe „que de jouer à sa pensée". Aber immer sind die Gedankenbegleiter nicht da, und so muß er sich in der Zwischenzeit nach Menschen umsehen, die ihm zudem die Stunden schwerer Melancholie, an der er häufig litt, erträglich machten (400 ff.). So schafft sich der fürstliche Dichter an seinem Hof einen Kreis von Freunden und Kunstgenossen, die oft zugleich als Offiziere, Beamte oder valets de chambre ihr festes Einkommen hatten. Daß der Herzog dabei den Ton angab und die erste Geige spielte, ist schon seiner Dichterbefähigung nach selbstverständlich. So dichtet er:

„Wenn ich viele um mich sehe,
die lachen, rufen, singen und scherzen,
dann schwindet die Melancholie,
die ich so hasse und fürchte!" (400).

Höhepunkte in Blois bildeten aber die Tage, wo der Fürst einen seiner poetischen Wettbewerbe ausschrieb und selbst ein Thema dazu stellte, über das sich nun die verschiedensten Talente hermachen konnten. Jeder, der das göttliche Feuer des Dichters in sich verspürte, war dazu geladen. So machte sich auch auf François Villon, der poète vagabond, der Paris sonst so liebte, vielleicht weil ihm dort immer der Boden unter den Füßen brannte. Ein armer Reimer wie Villon weiß eben wohl, daß, wenn er sich vor einem Kenner wie dem Herzog hören lassen kann, sein Ruf gemacht ist. Er hat dann auch Aussicht, klingenden Lohn zu bekommen oder sogar eine Dauerstellung am Hofe zu erhalten.

Der „Archiviste' macht folgende chronologische Angaben über Villon in dieser Zeit (Einl. p. 5): „In den ersten Tagen des Dezember 1456 macht sich der Dichter von Paris auf, durchwandert einen Teil Frankreichs und hält sich kurze Zeit während des Jahres 1457 in Blois am Hofe des Herzogs von Orléans auf ... Dieser Zeit scheint anzugehören die Ballade du con-

cours de Blois . . .“ Daß Villon nach Blois ging, hatte noch seine besonderen Gründe. Er hatte, wie erinnerlich, gegen Weihnachten 1456 zusammen mit anderen Studienfreunden die Kasse der theologischen Fakultät um ein Erhebliches erleichtert, das zwang ihn zweifelsohne, seine Vaterstadt Paris für mehrere Jahre zu meiden und die Jahre 1456—1462 mehr im sonnigen Süden zu verbringen. Zu seinem Entschluß aber, gerade nach Blois zu gehen, mochte ihn vor allem seine schlechte finanzielle Lage — die wiederum typisch für die ganze Zeit ist — veranlaßt haben. In Zeiten starker sozialer und politischer Veränderungen sind besonders die freien Künstler übel daran. Die Finanzämter hallen wieder von ihren Bitten um Steuernachlaß. Dabei suchte man sich zu helfen, wie es eben ging. „Ein Musiker aus Dijon reichte seine Eingabe an die Steuerbehörde in gedrechselten Versen ein, er versprach:

„Et pour vous une chanchonette
Dira qui sera joliette,
Et du tabourin vous fera
Certes danser quand vous plaira.“

Die gestrengen Herren der Behörde gingen auf den Scherz ein und antworteten ganz entsprechend:

„L'on remet au suppliant tous les impostz
Dont ceste requeste fait mencion à six gros“ (cit. n. Cartellieri, S. 25).

Villon will in Blois ausruhen von seinem wechselvollen Leben, am Hofe eines kunstbegabten Herzogs, des Vorbildes aller Dichter, Fürstengunst genießen. Wohl gab auch in Blois der Adel den Ton an. Wohl imponierten auch hier reichgekleidete Ritter und Knappen, Offiziere und Soldaten, Pagen und Diener, Zwerge und Narren den ärmeren Gliedern der menschlichen Gesellschaft. Wohl galt es auch hier, von der Ungebundenheit des Vagantenlebens zu lassen und sich einer ritterlichen Konvention einzuordnen. Und doch war dieser Ritterhof in Blois ganz anderer Art als der von Burgund. Ein Zug der Toleranz, der auch andere Façons neben sich duldete, ist hier zu verspüren. Der burgundische Hof aber — und die anderen Höfe schließen sich an —, zeigt sich unfähig, irgendwie den vilains gerecht zu werden. Je mehr aber der Adel sein Herrenmenschentum auskostete — die Zahl der Bastarde ist nie größer gewesen als in dieser Zeit —, desto mehr mußte bei den Enterbten des Glücks der Wunsch aufsteigen, ihnen gleich zu stehen und, da es nicht im Leben

möglich war, so doch wenigstens im Tode. Villon findet die rechten Töne zu dieser Stimmung in seiner Ballade: Où sont les princes de la terre? ...

Ganz anders ist es in Blois. Dort ist die Hofluft demokratischer, menschlicher. Dort braucht sich der Dichter keine Sorgen wegen seiner Hotelrechnung zu machen, man beglich sie durch Gedichte, die man hernach dem herzoglichen Mäzen zukommen ließ. Als der burgundische Prinz. Charles de Nevers, einst nicht wußte, wie er dem Herzoge danken sollte „Pour paier vostre belle chiere" (Charles d'Orléans, poesies p. 243), klärt ihn Charles auf, und Nevers antwortet und dankt ihm durch das Gedicht: „Mon tres bon hoste et ma tres doulce hostesse" (Poés. 243).

Eine erlesene Schar von Gästen drängte nach der Residenz zu jenen dichterischen Wettbewerben. Champion hat Recht, wenn er bemerkt, ‚die Zahl der Gäste in Blois anführen, heißt ein gut Teil der Literaturgeschichte des 15. Jahrhunderts schreiben'. Villon nahm neben anderen Reimern teil an der Komposition einer Ballade, deren Thema vom Herzog selbst gewählt war: „Je meurs de suef aupres de la fontaine." Wenn wir die bei Guichet und Champollion abgedruckten verschiedenen Bearbeitungen miteinander vergleichen, so sehen wir, daß Villon ohne Zweifel die beste lieferte. Sie ist zusammengesetzt aus Widersprüchen. Wir blicken in Villons Innerstes. Er vermag seine Zerrissenheit nicht mehr zu überwinden. „Je riz en pleurs et attens sans espoir" (P. D. 7,7). Dabei fühlt er sich „Puissant sans force et sans povoir". Die Spuren seiner Vergangenheit sind schon mit eisernem Griffel in seinem Charakter eingeprägt, alles ist ihm relativ geworden „rien ne m'est seur que la chose incertaine" (11). Die Neuzeit mit ihrem Forschungsprinzip, dem vorwärtstreibenden Zweifel, kündigt sich an, wenn der Dichter ausruft: „ Doubte ne fais, fors en chose certaine" (13). Aber die grausame Lebenswirklichkeit drängt ihn vorwärts, „gaiges ravoir" (34) liegt ihm vor allem im Sinn; „si mectz toute ma paine d'acquerir biens" (21). Damit wendet er sich an seinen prince clement, an Charles d'Orléans. Es ist wohl anzunehmen, daß Villon das erhielt, was er verlangte: eine gute Aufnahme und Bewirtung, dazu reichliche Wegzehrung. Aber das, was er wohl m stillen erhoffte: eine feste Anstellung als Beam-

ter und Hofdichter in Blois wurde ihm nicht zuteil. Denn bald darauf finden wir ihn wieder als Ritter der Landstraße unterwegs; er wandert nach Moulins, wo er in seiner „Requeste à Mons. de Bourbon“ (Archiviste, p. 90) diesen um eine Unterstützung bat.

Während der nächsten Jahre irrt der Dichter in der dortigen Gegend umher. Nach etwa 3 Jahren tritt er von neuem mit Charles d Orléans in Berührung, plötzlich und seiner Art entsprechend aus eigenartiger Situation heraus. In vorgerücktem Alter war dem Herzog von seiner Gemahlin, Marie von Kleve, eine Tochter Marie geboren worden. Sie wuchs zur Freude ihrer Eltern heran, und im Jahre 1460 begaben sich diese mit der Prinzessin nach Orléans, um ihr Kind der Landeshauptstadt vorzustellen. Große Festlichkeiten fanden zu Ehren der dreijährigen Prinzessin dort statt. „Die Bürger von Orléans gehen dem Herzog entgegen, die Schulkinder rufen beim Einzug den üblichen Freudenruf „Noel, Noel“, wofür ihnen Birnen gespendet werden, die ‚hauts ménéstrels‘ spielen. Am Abend aber wird vom Herzog der Stadt ein Ball gegeben, an dem die Schönen von Orléans teilnehmen und mit der Prinzessin beim Klange des Tambourins tanzen“ (nach Champion). Dem Brauch entsprechend wurde am Tage des Eintritts in die Hauptstadt eine allgemeine Amnestie erlassen, und unter den so plötzlich Befreiten erblicken wir auch Villon. Wir wissen nichts Näheres über die Gründe, die die herzogliche Gerichtsbarkeit veranlaßte, den Dichter in schweren Kerker zu werfen. Wenn wir uns den Ausführungen des „Archiviste“ anschließen, so erwartete Villon dort wohl sein Todesurteil (Fr. V. Oeuvres ed. par un ancien archiviste, Paris 1911, p. 5. Introd.). Aus tiefer Dankbarkeit widmet der Dichter Charles' Tochter die „Épître à Marie d'Orléans“. Auch in diesem Dichtwerk ist Villon ganz höfisch. Vorzüglich weiß er sich der Adresse anzupassen (vgl. Archiviste, p. 85 ff.). Er beginnt seine Dichtung mit einem Lobpreise über die erhabene Empfängnis im Hause Orléans, indem er Marie d'Orleans vergleicht mit der Gottesmutter — auch ohne Sünden geboren. Solche Vergleiche sind der damaligen Zeit nicht anstößig, Huizinga und Cartellieri bringen Belege. Weiter rühmt der Dichter die hohe Abkunft von Chlodwig . . . ., daß sie für den Frieden geboren, zitiert den Psalmisten und spricht dem Kind

offen seinen heißen Dank aus: „sans vous je ne feusse rien“ (P. D., p. 88, 97 f.). Dann nennt er sie seinen „port asseuré, maintien rassiz“ (89, 100) und vergleicht sie nacheinander in derselben historischen Willkürlichkeit, die wir auch anderswo bei Villon bewundern, mit der weisen Kassandra und der schönen Echo, mit Judith, der würdigen, und Lukrezia, der keuschen. Schließlich erkennt er sie als seine einzige Herrin an, bittet Gott für sie um ein langes Leben, hofft, ihr später noch einmal dienen zu dürfen und schließt als ihr „povre escolier Francoys“. Viel Menschliches klingt durch dies Gedicht hindurch, jedenfalls ist der tiefe Dank für seine Retterin deutlich zu spüren.

Auch in der Dichtform ist Villon konservativ, nur in der Anordnung geht er eigene Wege. Sein „Grand Testament“ besteht aus 178 Achtsilbnern, zwischen die er zahlreiche Balladen und Rondeaux eingstreut hat. Charles d'Orléans geht ähnliche Wege. Es wird notwendig sein, einen kurzen Blick auf das Wesen der französischen Lyrik zur Zeit unserer Dichter zu tun. Sie bewegt sich noch in den ausgefahrenen Gleisen des 12. Jahrhunderts, jedenfalls geht sie nach G. Paris nicht über diese Zeit hinaus (Chrestomathie du M. A. p. 276). Eine Ausnahme machen höchstens jene zahlreichen Tanzlieder, deren Refrains mit ihrer ursprünglichen Frische und Anmut auf ein höheres Alter weisen. Von diesen Tanzliedern kennen Villon sowohl wie Charles d'Orléans das Rondeau, das in der Regel den zweiteiligen Refrain sowohl am Anfang wie am Schluß der Strophe zeigt und die erste Refrainzeile auch im Innern der Strophe wiederholt (vgl. Voretzsch, S. 458). Das kleine niedliche Rondeau Villons

„Jennin l'Avenu,
Vat—t'en aux estuves“ (Oeuvres p. 84).

zeigt uns z. B. diese Form. An dieser lyrischen Dichtung ist, wie nicht verwunderlich, zuerst allein der Adel beteiligt, im Laufe des Mittelalters aber und besonders nach seinem Ende hin, bemächtigt sich auch das gebildete Bürgertum dieser Dichtart. Voretzsch (S. 459) berichtet des näheren darüber, wie das französische Bürgertum in dieser Zeit beginnt, in den sog. Puys dichterische Wettgesänge mit Preiskrönungen zu veranstalten. Diese Puys waren — ähnlich wie die Schulen der Meistersinger in

Deutschland — literarische Gesellschaften, vermutlich so genannt nach der ältesten Vereinigung dieser Art, die schon im 12. Jahrhundert in Le Puy de Notre Dame bestand. Die zur Zeit unseres Dichters auffallend starke Produktivität auf dem Gebiet des Dramas — gestützt und gefördert durch bürgerliche Vereinigungen wie die Confrérie de la Passion und die Basoche — ruft auch die Lyriker auf den Plan, deren Augenmerk besonders auf die gute Form gerichtet ist. Auch ihre Gesellschaften waren fest organisiert, ihr Vorsitzender wurde roi oder prince angeredet. Besondere Pflege erfährt bei ihnen die Ballade mit ihren 3 oder (seltener) 5 Strophen, die in Bezug auf Versmaß und Zahl der Reime identisch sind. Fast immer endet sie mit einem Envoi, das ursprünglich an den prince eines Puy gerichtet ist, später redete man auch wohl darin eine imaginäre Persönlichkeit an, in seltenen Fällen ließ man diese Anrede auch ganz fort. Man vergleiche die Ballade von Charles d'Orléans „Nouvelles ont couru en France".

Bei Villon haben wir ähnliche Verhältnisse. Die Ballade des Pendus zeigt in ihrem Envoi schon zunehmende Vergeistigung, denn der angeredete prince ist hier Prince Jesus. Schon damit wird deutlich, daß Villon sowohl wie Charles d'Orléans als echte Dichter das Handwerksmäßige an erster Stelle abstreifen und souverän wirkliches Leben gestalten. Dennoch ist es unverkennbar, daß besonders Villon im Konservativen nicht zu Hause ist. Er ist der Dichter des zeitgenössischen Realismus. Das Beste finden wir bei ihm, wenn er eigene Wege geht.

b) Zeitgenssisch-bürgerliche Elemente.

Villon steht mitten drin in einer Auflösung, wie sie stärker kaum denkbar. Wir können uns die Zersetzung gar nicht tief genug vorstellen. Auch hier ist „our sad mad glad brother Villon" (Swinburne) Typ für eine große Anzahl Menschen seiner Zeit. Sie haben etwas erlebt, was den meisten noch nicht aufgegangen, daß nämlich das Leben nicht die scholastisch-kirchliche Form ist. Sie haben es erlebt durch die Negation, dadurch, daß ihnen diese Form nichts gab. Nun tasten sie herum. Die besondere Not ist, daß ihr Wille gelähmt ist. Sie durchlaufen die längsten Wege zwischen Lebensfreude und Todesqualen, typisch für die Zeit der Totentänze.

Villon nimmt teil am Schicksal Tausender. Große Scharen von Graduirten müssen damals, wartend auf kirchliche Pfründen, Paris unsicher gemacht haben. Ihm, dem povre escolier, stand kein anderer Weg offen, als, nachdem er einmal Magister geworden, sich wartend irgendwie über Wasser zu halten, bis sich ihm eine feste Stelle bot. Auch sein Pflegevater hatte es so machen müssen (s. Näheres bei Champion), bis er als Lehrer der Rechte an ein Collège der Sorbonne berufen wurde; daneben blieb er Kanonikus von St. Benoît. Vielleicht erklärt sich auch durch ihn unseres Dichters hervorragende Kenntnis der Juristensprache wie der juristischen Beamten seiner Zeit. Unser Dichter nimmt auch teil an der allgemeinen Verarmung der Bevölkerung, obwohl Armut schon vorher in seiner Familie erblich gewesen zu sein scheint (T. 273). Villon muß sie immer stark empfunden haben, denn er sagt ausdrücklich, daß „povreté tous nous suit et trace" (277). Armut ist die größte Versuchung. Unser Dichter mußte ihr umso eher erliegen, als sein schwacher Charakter allen äußeren Einflüssen stark nachgab. Verderblich scheint für ihn die Freundschaft mit Regnier de Montigny und dessen übel gemischter Gesinnungskreis geworden zu sein. „Dieser vornehme Mischstand, diese neue bürgerlich-ritterliche, höfisch-gelehrte, ritterlich-feudale, zwitterhafte Aristokratie übernahm nun die geistige Führung und erzeugte eine höchst unerfreuliche Lebensauffassung" (Morf). In dieser dumpfen Atmosphäre konnte sich Villon nicht halten, sie bot ihm innerlich keine Werte. Berichte der Zeit geben oft an, wie Rudel von Studenten sich aus dem Quartier Latin in die Stadt ergossen; schwere Auseinandersetzungen mit Bürgerlichen und der Sicherheitspolizei sind dabei keine Seltenheit. Die Berichte über Villons späteres Leben bürgen dafür, daß er an manchen dieser Streifzüge teilnahm. Der Dichter verspürt keinen Neid gegen die, welche „sont devenus grans seigneurs et maistres" T. 233), er ist sogar bereit, den Reichen noch Gutes zu wünschen. Aber er sieht sich doch zugleich mit den anderen, wie sie „mendient tous nus et pain ne voient qu'aux fenestres" (T. 235). Ohne Zwischenglieder standen damals seiner Klasse mit ihrer Besitzlosigkeit die neuen Reichen gegenüber, die garnichts besaßen außer Geld. Aber das war, wie bei allen tiefgehenden sozialen Umwälzungen, von allen Werkzeugen der Herrschaft

eins der wichtigsten geworden. „Darum haben gerade die Geldbedürftigsten, die Fürsten, Arbeiter und Strolche, sich von der Beweglichkeit und Wanderlust des Geldes am raschesten anstecken lassen“ (Morf). Und wo das Geld nicht rund genug war und nicht rollen wollte, haben Villon und seine Genossen dem nachgeholfen, wie bei dem Diebstahl im Collège de Navarre, der ihm und den anderen Mitarbeitern 500 écus d'or einbrachte.

Villon ist nicht Theoretiker, auch nicht Sozialrevolutionär. Das liegt auch jener Periode garnicht. Er stellt die Tatsachen seiner Zeit nur fest, hebt als Künstler das Charakteristische heraus, und das macht seine Worte so wirkungsvoll. So spricht er im Namen von Tausenden, wenn er bezeichnet „povreté chagrine et dolente“ (T. 269), deren Not die Menschen zu bösen Taten reizt, gleichwie sie die Wölfe aus den Wäldern treibt (T. 167). Villon ist kein Sozialreformer, wie etwa Wicliffe und Langland in England vor ihm und die Hussiten zu seiner Zeit (P. D. 133), denn er hat bis zuletzt die mittelalterliche Autorität anerkannt. Aber er spricht es offen aus, wie so oft „povreté dit quelque parolle cuisante et s'elle n'ose, si la pense“ (T. 271).

François Villon ist ein Dichter, dessen unvergängliche Leistung ohne Zweifel steht. Seine Zeit ist von ihm tief durchlitten und durchdacht, er ist der typische Repräsentant seiner Zeit und Verkünder ihrer Werte. Werte werden aber erst durch Vergleich bewußt. In reichem Maße ward ihm dieser zuteil durch die Anschauung, durch das Wandern auf der Landstraße. Jeder Dichter, der nicht ein gut Stück Vagabundentum in seiner Seele trägt — zumal in jener frühen Zeit —, ist bestenfalls Reimer oder Hofdichter. Das lebendige Leben des Mittelalters tritt uns entgegen auf den Märkten und in den Gassen, bei kirchlichen Aufzügen und Prozessionen. Zur Zeit unseres Dichters schrieb Chaucer seine Canterbury Tales; echtes Leben der Zeit flutet an uns vorüber. Und ähnlich jenen Chaucerfiguren erstehen durch Villons kostbares Vermächtnis nun des Dichters Zeitgenossen vor unserer Seele. Nur wer draußen sieht, sieht drinnen, „on ne voit rien qui ne vas hors“. Huizinga gibt zahlreiche Belege für dies bunte Bild der Landstraße der Zeit. Noble Herren, noch mit schwerem Harnisch bepanzert, tauchen vor unseren Blicken auf. Das leichte Volk der Vaganten, die Studenten, beleben neben ihnen die Szenerie, bereit zu Schabernack, Aben-

teuer und Schlimmerem. Warum das rote Gold dem reichen Chorherren allein überlassen, der, in bequemer Sänfte getragen, an Pfründen und Wohlbeleibtheit zu ersticken droht? Heran an die Kassen! Und wenn am Abend dem Reichen das bequeme Lager der Gasthäuser reiche Entschädigung bot für die Mühsal der mittelalterlichen Wege, dann legten sich die Armen ins Freie, an die Stadtmauer geschmiegt oder im offenen Schutz der Wälder. Damals galt das Sprichtwort „Qui n'a couché au vent et à la pluye, il n'est digne d'aller en compagnie". Damals entstand wohl der Vers:

„Als Adam grub, als Eva spann,
Wo war dann der Edelmann?"

Und die bittere Konsequenz beleuchtet wie ein Schlaglicht das Wort: „Qui porte argent porte sa mort". Unsichtbar aber schleicht er daneben durch die Gassen, der Würgengel der Zeit, der schwarze Tod, er tut sich zusammen mit seinem Zunftgenossen, dem Sensenmann, lauert am Kreuzweg, ergreift hoch und niedrig, arm und reich, riecht und stinkt wie Villons „Pet au Diable".

François Villon und die Frau.

Eine Folge der allgemeinen Auflösung waren die täglichen Liebesaffären und Saufhändel gerade unter den Studierenden. Kann man sich darüber wundern in einer Zeit, wo nach dem Bericht eines Zeitgenossen (s. darüber Champion) ein Haus Unterrichtsgebäude und Bordell zugleich war? Gewiß, Villon stapft mit beiden Füßen mitten hinein in dies lockere Leben, denn er gesteht selbst, daß er ausgekostet hatte „toutes ses hontes" (T. 2), er spricht es aus, daß „il est verté que j'ay amé et ameroye voulentiers" (T. 193), wenn er es nur wegen des leidenden Zustandes seines Magens fortsetzen könnte, nur der hielte ihn ab von weiteren „amoureux sentiers". Dieser fast ungebrochene Lebenswille bei dem Dichter ist typisch auch für die ganze Zeit. Selbst mitten durch die Todesstimmung klingt er hindurch. „Ein ehrlicher Tod mißfällt mir nicht, aber vorher möchte ich noch gern einige Augenblicke meines Lebens genießen" (T. 419). Eine ergötzliche Schilderung des üblichen Verlaufs dieser Liebesgeschichten in Alt-Paris gibt der Dichter in der Ballade des folles amours (T. 625 ff.). „Liebt nur, solang ihr mögt, geht zu Ver-

sammlungen und Festen, zuletzt schlagt ihr euch doch nur die Schädel ein, denn tolle Liebe macht die Menschen zur Bestie. Wie glücklich ist doch der, der nichts damit zu tun hat.“ Suarès in den „Cahiers“ widmet dieser Charakterseite des Dichters eine eingehende Studie; man fühlt es, wie es ihm ein inneres Anliegen ist, von ihr aus den Dichter uns näher zu bringen. In der Tat tritt uns zu keiner Zeit das „cherchez la femme“ eindringlicher entgegen als jetzt. Der fleuve d'amour rauscht so stark wie kaum zuvor, das ganze 15. Jahrhundert ist angefüllt mit schweren Kämpfen des Menschenherzens. Villons und seiner Zeitgenossen wildes und ungezügeltes Temperament verlangte ganze Werte, ihr „kismet“ aber will es, daß sie noch teilhaben an einer Kultur, die überwunden werden mußte.

Wie das Hochwasser erst nach Tagen und Wochen die Niederung durchbraust, die Dämme überflutend und zerbrechend, die der Menschengeist in langer zäher Arbeit ersann und errichtete, so ist auch die zügellose sexuelle Ausgelassenheit des 15. Jahrhunderts nur das konsequente Ergebnis vorhergehender Anschauungen. Es ist bekannt, welch unheilvollen Einfluß in der Auffassung über die Frau der Rosenroman ausgeübt hat. „Liebe, sofern sie mehr als Geistiges verlangte und am Himmlischen allein nicht Genüge fand, war im Mittelalter, bevor die Renaissance die Persönlichkeit der Frau entwickelte, ein Imaginäres, ein Spiel, denn nur als Spiel ist die Verherrlichung der hohen und verheirateten Frau aufzufassen“ (s. Klemperer, S. 13). Während der erste Bearbeiter des Rosenromans sich noch völlig ritterlich gibt, predigt Jean de Meung die Emanzipation des Fleisches und fordert geschlechtlichen Kommunismus, eine freie Liebe, nicht im Sinne einer ausgesprochenen Feindschaft gegen die Frau, sondern in der Idee befangen, daß die Frau um ihr Naturrecht gebracht sei. „Zügelloser Liebesgenuß wird zum Gesetz erhoben, alle Strafen der Hölle dem angedroht, der den Geboten der Natur und Liebe nicht gehorcht“ (Cartellieri, S. 104). Daß die Frau bei dieser Entwicklung der Dinge am meisten leidet, bleibt dem verborgen, der nicht weiß, daß die Frau von Haus aus konservativ eingestellt ist, sein muß. Wohl tritt nun eine Dichterin wie Christine de Pisan auf den Plan, um die Ehre ihrer Geschlechtsgenossinnen zu retten, wohl greift fast zu gleicher Zeit Jean Gerson, Kanzler von Paris, den robusten

Jean de Meung im Namen der Kirche und ihrer bedrohten Moral an, wohl schart sich der Rest einer ritterlichen Elite, der sich dem Minnedienst an besonderen „cours d'amour" mit Leib und Seele ergeben hatte, fest zusammen. Im ganzen genommen ist doch ihr Kämpfen fruchtlos. Im Namen der Freiheit verbindet sich die Renaissance mit Jean de Meung, und das Verhängnis nimmt seinen Lauf.

Die Verwilderung der Sitten zeigt sich am ehesten in der Auffassung des Mannes der Frau gegenüber. Wie sollte da unser Dichter eine Ausnahme von der Regel machen? Wenn man den Berichten zeitgenössischer Schriftsteller Glauben schenkt, war die Hauptstadt damals ein großes Freudenhaus. Der Hof ging ja selbst mit bösem Beispiel voran. Immerhin wird man der Königin Isabeau von Bayern manches zugute halten müssen, wenn sie ihren geisteskranken Gemahl buchstäblich in seinem eigenen Schmutz liegen ließ und sich mit ihrem eleganten Schwager Ludwig, dem Vater von Charles d'Orléans, vergnügte (Näheres s. Champion). Und auf Isabeau folgt am Hofe Agnes Sorel, Karls Geliebte. Wie in Paris, so ist es in Burgund; auch dort herrscht Frau Wollust, obwohl Herzog Philipp nie öffentlich seine Würde vergaß (Cartellieri, S. 120 ff.). Paris war schon damals das Absteigequartier der Fürsten und Vornehmen. Zahlreich sind die Hotels der Herrschenden an Rang und Geld, dort erholte man sich vom beschwerlichen Leben des Mittelalters. Eine große Rolle spielen dabei die Freudenmädchen; auf Grund von Quellen gibt Cartellieri (S. 123 ff.) ihre Zahl auf 3000 an. Bestimmte Viertel werden diesen filles de joie zugewiesen; die ehrbaren Bürgersfrauen tun alles, um sich in der Kleidung von ihnen zu unterscheiden. Champion gibt Belege dafür, welch schwere Kämpfe ausgefochten wurden, wenn diese Prostituierten in neutrale Quartiere zogen oder sich in pelzverbrämter Kleidung, angetan mit dem kunstvoll geschmiedeten Gürtel, der nur den einwandfreien Frauen zustand, auf der Straße oder beim Kirchgang zeigten. Den Reizen dieser Frauen mußte ein so schwacher Charakter wie Villon erliegen. Sein Werk ist die Bestätigung des Wortes, im Genuß verschmacht' ich nach Begierde'. Es offenbart uns zugleich aber auch die Qualen einer Zeit, wo der Glaube nicht mehr den ganzen Menschen ergreift wie bei Beginn der scholastischen Periode. Immer wieder fällt

der Dichter und geht in eine jener seltsamen Schulen „où l'escolier enseigne le maistre“ (Arch. 1631). Alles gibt er „aux tavernes et aux filles“ (Arch. 1707). Wie aber diese Liebe beschaffen ist, auch das spricht er in seinem Vermächtnis klar aus „s'ilz n'ayment que pour l'argent, on ne les ayme que pour l'eure“ (Arch. 577). Nicht nur die hohen Herren liebten so, die Kleriker gingen mit üblem Beispiel voran. So sieht er ihn, den „gras chanoine, ... à son costé gisant Dame Sidoine, blanche, tendre, polie et attintée, rire, jouer, mignonner et baisier“ (Arch. p. 59). Man braucht nur zu blättern im Testament des Dichters, und man sieht auf Schritt und Tritt, wie Villon teil hat an der Liebestollheit seiner Zeit. Das Besondere aber ist, daß er dennoch um Freiheit ringt, daß er nach festem Grund strebt. Er klagt sie an, die „faulse beauté qui tant me couste chier, ... mieulx m'eust valu avoir esté serchier ailleurs secours“ (Arch. p. 42). Zugleich überkommen ihn beim Blick auf seine Geliebte Todesgedanken, und er sieht schon voraus, daß „ung temps viendra qui fera dessechier, jaunir, flestrir vostre espanye fleur, ... las, viel seray, ... vous, laide sans couleur“ (Arch. p. 43). Wie ein echter Dichter, der schnell von einer Stimmung in die andere fällt, klagt er wenige Verse später schon den Tod an, der ihm seine Geliebte geraubt „mort, j'appelle de ta rigueur, qui m'as ma maistresse ravie ...“. Seltsam stark und unvereinbar ist oft bei ihm die Mischung von Leben und Tod. „Corps femenin qui tant es tendre, poly, souef, si precieux, te fauldra il ces maux attendre? Oy, ou tout vif aller es cieulx“ (Arch. 325). Bitter ist der Dichter oft getäuscht worden, obwohl er diente „de si bon cuer et loyaument“ (673), so sei das Endergebnis nur „pour ung plaisir mille douleurs“ (624). Nun will er verzichten auf alle Eitelkeiten (713, 705 ...) und sich in roten Purpur kleiden auf seinem Sterbebett „car en amours mourut martir“ (2000). Zuletzt aber klingt immer wieder eine versöhnliche Stimmung bei ihm durch. Hier tut Cartellieri dem Dichter unrecht, wenn er ihm als Grundstimmung seines Charakters Haß vorwirft (Cartel. S. 124). Aber wohl kennt er Kritik! Sie ist sogar Grundzug seines Schaffens und Wirkens. Aber neben ihr finden sich in seinem Werk immer wieder Stellen von solch tiefer menschlicher Empfindung, von solch hohem künstlerischen Wert, daß das Negative in seinem Werk weit zurücktritt, daß sein Vermächtnis

unvergänglich bleiben wird. Bei ihm lodert und brennt eine lyrische Flamme, wie sie in der Literatur nur selten ist. Rückschauend, in seliger Erinnerung, findet er Worte, formt er Verse, die nie verklingen werden. „Ort und Zeit verschwinden im Dunkel ..., aber die hinreißende Liebe zur Angebeteten lebt fort." „Deux estions et n'avions qu'ung cuer" (Arch. 985).

Liebe und Wein wachsen auf demselben Boden. Da kann es nicht verwundern, daß es bei dem damaligen Stand der Dinge nach dem Zeugnis des Guillebert von Metz in Paris mehr als 4000 Weinkneipen gab, in denen man jeden Tag 700 t. ausschenkte (s. Champion, p. 69). Nicht ohne Grund kommt daher Villon immer wieder auf die Trunksucht zu sprechen. Dabei wischt er mit augenscheinlicher Freude so ganz nebenbei dem einen oder anderen hohen Würdenträger oder königlichen Beamten eins aus. Wenn er die „rotgeweinten Augen" des Kaplans der Pariser Notre Dame anführt, die dieser um der Trunksucht seiner Eltern willen erhielt „qui burent en barils et courges", so will er damit natürlich nur den noch größeren Durst des Kaplans, der sein Richter beim Diebstahl im Collège de Navarre war, zur Freude seiner Zeitgenossen parodieren. Das Hohelied der Trinkerherrlichkeit ist aber des Dichters Ballade et Orioson zu Ehren der Seele des „bon feu Maistre Jehan Cotart" (T. 1230 ff.). Unser Villon mußte wohl nahe Verwandtes mit ihm in seiner Seele spüren, um so beredt seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Immer tiefer wird der Dichter mit den Jahren auf der sozialen Stufenleiter hinab gestiegen sein. Denn die lettres de rémission (Gnadenbriefe) und andere jetzt ausgegrabene Akten aus seiner Zeit geben hinreichend Aufschluß darüber, wie weit Villon in den letzten verbürgten Jahren seines Lebens an den verschiedensten Exzessen beteiligt war. So wurde schließlich viel Wertvolles und Gutes in seinem Charakter überwuchert. Und es ist nur bezeichnend und dem Vorstehenden entsprechend, wenn unser Dichter schließlich sein großes Vermächtnis, in dem kulturhistorisch und psychologisch so viele Werte verborgen liegen, nur mit einem faulen Witz beendet und „im Augenblicke, da er im Begriffe war, aus dem Leben zu scheiden, noch einen ordentlichen Zug dunkelroten Weines tat" (T. 20 ff.).

c) Das zeitgenössisch-irrationale Element.

(Todesstimmung und Totentänze.)

Wenn wir im vorangehenden versuchten, an einigen Stellen des Werkes unseres Dichters den ganzen Realismus des Lebenswillens der Zeit zum Ausdruck zu bringen, so soll damit allerdings nicht behauptet werden, daß dies der Hauptzug im Charakter des Dichters und seiner Zeit war. Ebenso stark scheint uns der Dichter teilzunehmen an der Grundstimmung dieser von Kriegslärm und innerer Zersetzung heimgesuchten Zeit, der Todesahnung, die sich lähmend und doch wieder versöhnend, die stärksten Gegensätze ausgleichend, über das zerrissene Frankreich und seine Bewohner legt. Ganz mittelalterlich ist noch diese Auffassung und Darstellung des Todes, obwohl das Problem des Todes an sich natürlich allgemeinreligiös ist und zu allen Menschheitszeiten behandelt wurde. So ist der Form nach ohne Zweifel auch hier der Dichter Kind des zu seiner Zeit in den letzten Zuckungen liegenden Mittelalters, einer Zeit, von der, gerade mit Bezug auf Villon, der Romantiker Swinburne sagt, daß sie sei „sorely struggling in the jaws of hell and the ages of faith".

Wie eine ungeheure Felskuppe steht diese Totenstimmung hinter der Zeit. Sie beschattet alles; man fühlt sie, auch wenn man nicht von ihr hört. Dazu wies ja der ununterbrochen wütende Krieg des Jahrhunderts und die zahlreichen dynastischen Fehden und alle Folgeerscheinungen in Hungersnot und Pest mit unerhörtem Nachdruck auf das Lebensende hin. Wie eine große Grippeepidemie durchzog es nicht nur Frankreich, sondern das ganze Abendland. Und wie der Tanz ja aus dem Kult hervorgegangen, so zeigt die ganze Totentanzbewegung noch die engste Berührung mit dem religiösen Motiv. Aus religiösem Impuls bringt Muck-Lamberty und seine Schar im Jahre 1920 eine ganze Stadt zum Tanzen, aus gleichen Motiven schafft der berühmte Maler an der Wand der Mauer des Cimetière des Innocents sein berühmtes Totentanzbild, arbeiten Künstler in Villons Zeit unablässig daran, die Grundstimmung der Zeit zur Darstellung zu bringen. Sie ist das alles beherrschende Gefühl, nämlich, daß alles Leben ohne Rücksicht auf Stand und Beruf, Geburt und Geschlecht der harten Hand des Todes unterworfen

ist. Wenn auch der Stoff dieser Tänze international ist, so hat er doch in Frankreich eine besonders gute Darstellung und Verbreitung gefunden. Wohl die meisten Völker kennen den Glauben, daß Nachts die Toten die Gräber verlassen und zum Tanz antreten; manchem Künstler ist der Weltkrieg mit seinem Massensterben Anlaß gewesen, in seinen Schlachtbildern den Tod voranreiten zu lassen. Nach W. Stammler muß es einstmals bildliche Darstellungen gegeben haben, in denen der Reigen der Toten gemalt war. Mit diesem Volksglauben habe sich eine weitverbreitete lehrhafte Legende vermischt, nach der drei junge Könige auf der Jagd auf ihre toten Väter stoßen und von ihnen belehrt werden. Bald hätte man die Malereien nicht mehr richtig verstanden und die verschiedenen Gerippe umgedeutet in das Bild des Todes überhaupt. Wie dem aber auch sei, und wie die Entstehung der Totentanzbilder gedeutet werden möge, der Klerus und besonders die Volksprediger bemächtigen sich dieses so wirkungsvollen dramatischen Stoffes, um die religiöse Ergriffenheit der Zeit durch dieses Memento Mori gewaltig zu steigern und zur Buße zu rufen. In Zeiten dieser gesteigerten Kriegsnot und Unruhe standen Tod und Leben unmittelbarer, rücksichtsloser nebeneinander, wurde der klaffende Gegensatz und Widerspruch zwischen schrankenlosem Lebensgenuß und brutalem Lebenswillen und dem unentrinnbaren Tod noch stärker gefühlt. Dazu gab es ja noch keine soziale Verantwortlichkeit: Der Pauperismus war ja gottgewollt, erst durch die Existenz der Armen konnte der Reiche sich den Lohn für gute Werke erwerben. Ganz gegen Ende des Mittelalters taucht in etwas die Verpflichtung auf, sich der Armen und Elenden zu erbarmen. Es hängt diese Einstellung eng mit der Unfähigkeit des Mittelalters zusammen, psychologische Zusammenhänge zu erkennen. So gab es für körperliche Gebrechen noch wenig Linderung, viel quälender mußte Alter, Elend und Not empfunden werden. Naive Selbstsucht machte sich überall breit; Villons Contreditz de Franc-Gontier zeigen deutlich genug, wie man sich durch zügellosen Lebensgenuß zu betäuben versuchte, wie man Reichtum und gute Kirchenstellungen gieriger genoß, wie jeder Stand sein besonderes Prunkkleid trug, wie man die Feste — und man feierte mehr als je in dieser Zeit — bei rauschendem Lärm und verschwenderischem feudalen Aufwand beging. So mußte diese

unerhörte Spannung zwischen Reich und Arm, Hoch und Niedrig einen Ausgleich erfahren im Gedenken, daß der Tod keine Ausnahme zuläßt, jeden mit seinem Knochenarm ergreift. Dennoch wäre es falsch, Villons Zeit als eine Periode der Müdigkeit allein, des Sterbens, zu betrachten. Gewaltige Leidenschaft durchzieht hin und her alles Geschehen. „Fürstenmord war häufig Fürstenschicksal; unendliche Blutrache bestimmte geradezu die Handlungen von Fürsten und Völkern.“ Eine viel stärkere Berührung mit dem Tod mußte auch durch das Villons Zeit eigentümliche steinharte Rechtsgefühl entstehen. Wir sahen, daß die Zeit einen Kausalnexus im inneren Sinne und die Macht der Vererbung noch nicht kennt. Der mittelalterliche Mensch ist nicht befriedigt, wenn jede böse Tat nicht ihre blutige Vergeltung erhält. Das Wahrzeichen der Städte waren neben dem üblichen mittelalterlichen Schmuck wesentlich mit die verschiedenen Galgen, an denen die Leiber der Gehängten baumelten, so lange die in Verwesung übergehenden Glieder noch zusammenhielten. Villon selbst hätte ja beinahe ihr Los geteilt (Ballade des pendus). Denn diese seine Ballade, eine der wertvollsten, die er verfaßt hat, wird immer tiefen Eindruck auslösen; sie atmet stärkstes Todesgefühl und ist wie eine innerlich wahr. Es mag auffallend erscheinen, daß der Dichter immer wieder frei kommt, trotzdem er sich Diebstahl, Einbruch, tätliche Angriffe zuschulden kommen ließ, die damals schwer geahndet wurden. Aber die zahlreichen Gnadenbriefe, die damals etwa den Ausgleich schafften bei der meist barbarischen Vergeltungsjustiz, wurden, so scheint es, ziemlich wahllos gegeben. Je mehr das Volk schrie nach Gewaltherrschaft bei der allgemeinen Unsicherheit der Lage, den starken Mann verlangte, der die so gefährdete Staatsautorität wieder herstellen solle, und dazu die Hierarchie jede Gewalttat als Verletzung der heiligen Majestät Gottes betrachtet und den Staat auffordert, sie zu ahnden, desto mehr trat infolge des Gesetzes, daß auf jede Überspannung ein Rückschlag eintritt, eine Erweichung der Justiz ein. Gegenüber dieser eisernen Gerechtigkeit erhob das allgemein menschliche Gefühl sein Haupt, machtvoll und ursprünglich, ohne von verstandesmäßigen Erwägungen diktiert zu sein. Nicht aus innerem Erfassen der eigentlich treibenden Motive, denn ein psychologisches Bewußtsein der Mitschuld der Gesell-

schaft ist im Mittelalter unbekannt. Dieses unmittelbare Nebeneinander von Hartherzigkeit und Barmherzigkeit ist bezeichnend für jene Zeit, um die Stimmung, die zu den Totentänzen führte, zu verstehen. Um des Dichters Todesgedanken, die sich oft genug in seinem Werk finden, ganz zu erfassen, müssen wir uns vor Augen halten, daß seine Zeit keine Spur von hoffnungsfreudiger Stimmung kennt. Das entlastet auch Villons Charakter einigermaßen, sodaß man ihn heute wohl nicht mehr hängen, sondern höchstens psychopathisch behandeln würde. Aus diesem mangelnden Optimismus und der daraus folgenden düsteren Stimmung erklärt sich auch wohl die Unfähigkeit von Villons Zeit, die sozialen Einrichtungen bessern zu wollen. Einen Entwicklungsgedanken, den wir aus unserem modernen Leben nicht streichen können, kennt eben jene Zeit nicht. Das Ziel aller Arbeit war ja damals das andere Leben. Aus dieser Passivität, diesem Quietismus auch im politisch-sozialen Leben, entstand jener schwache Wille, der für jene Zeit kennzeichnend ist. Und wer nicht religiös genug erfaßt war und von jener Zeit keinen Abschied zu nehmen vermochte, sondern jenen Tanz des Lebens mitmachte, dem blieb nur die Verzweiflung des Todestanzes. Ich glaube demnach nicht mehr, daß Villon ein ausnehmend willensschwacher Charakter war, er machte als Kind seiner Zeit nur eben auch hierin keine Ausnahme. Daß sich bei ihm, dem empfindlicher fühlenden Künstler, die Gegensätze mehr verstärken mußten, ist nur zu natürlich. Versuchen wir an einigen charakteristischen Punkten in des Dichters Vermächtnis dessen Empfinden und damit auch die Zeitstimmung darzustellen. Denn „mort saisit sans exception“ ist der Ton, der immer wieder hindurchdringt durch des Dichters Betrachtungen, gegen ihn ist kein Kraut gewachsen. Das illustriert er nicht nur an seinen Nächsten „mon pere est mort .... ma mere mourra .... et le filz pas ne demourra“ (T. 300—304), sondern er schildert es auch an zahlreichen anderen Personen, die er kennt. Meist erscheint der Tod dabei nicht als Freund, sondern als Feind und herber Schmerzbereiter, denn „quiconques meurt, meurt à douleur“ (T. 314). Wundervoll empfunden und künstlerisch gleich wertvoll zum Ausdruck gebracht, klingt das Motiv der Vergänglichkeit durch die Strophen einer seiner beliebtesten Balladen, der Ballade des Dames du Temps Jadis (T. 329 ff.).

Eine Übersetzung wirkt nur abschwächend. Da aber gerade diese Ballade ‚noch jetzt in Frankreich sehr populär ist' (Wurzbach), gebe ich im Folgenden eine freie Übersetzung von ihr. Bezgl. der Erklärungen verweise ich auf Wurzbach (S. 470).

1. Sagt mir, wo weilt jetzt Flora, die schöne Römerin
und Archipiada, die ihr nahe stand?
Wo blieb Echo, die Nymphe, deren Geplauder man
hörte über Fluß und See,
und deren Schönheit alle bezauberte?
Ach, dahin ist sie und vergangen
die Schneedecke des letzten Jahres.

2. Wo ist sie geblieben, die kluge Heloise, um deretwillen
Peter Abälard seine Manneskraft verlor und Mönch wurde?
Aus Liebe zu ihr trug er dieses Leid.
Und wo weilt jetzt die Königin Margarete, die befahl,
daß Buridan in der Seine ertränkt wurde?
Ach, dahin ist er und vergangen
der Schnee des letzten Jahres.

3. Wo finden wir wieder Blanca, die lilienweiße Königin,
deren Gesang das Herz jubeln ließ?
und all die Anderen, wie Bertha, Beatrice,
Alix und Erembourc, die Herrin von Maine?
Wo weilt Johanna, die Heilige aus Lothringen,
welche die Engländer in Rouen verbrannten?
Wo sind sie geblieben, o heilige Mutter Gottes?
Ach, dahin ist sie und vergangen
die Schneedecke des letzten Jahres.

Geleit: Prince, verbringt nicht Wochen noch Jahre
mit der nutzlosen Frage, wo sie alle blieben ...
Doch dieser Vers bleibt ewig:
Ach, dahin ist sie und vergangen
die Schneedecke des vergangenen Jahres. (T. 329 ff.)

Nachdem uns so Villon einige Gestalten aus der Geschichte gezeigt hat, die, so groß sie auch waren, dennoch der Vergänglichkeit nicht entrinnen konnten, stellt er sich, der arme Schlukker, „ce povre mercerot de Renes" (T. 417), den vielen Königen und Päpsten gegenüber, die gleichfalls schon dem Tod anheim gefallen sind, um von ihnen abzuleiten, daß er so wahrhaftig nicht das Recht habe, eine Ausnahme zu machen und der Vergänglichkeit zu entgehen. In einer Form, wie sie in Bezug auf grausamen Realismus stärker wohl nicht denkbar und darum der Margot-Ballade gleich zu setzen ist, schildert Villon die Ver-

gänglichkeit, die der menschliche Körper erleidet, an der „Ballade des Regrets de la Belle Heaulmiere (T. 452 ff.) und ihrer Fortsetzung, der „Ballade aux Filles de Joie“ (T. 532 ff.). „Die Vergänglichkeit steht drohend über euch“, darum „prenez à dextre et à senestre et n'espargnez homme, je vous prie“ (T. 537). Denn: „Ce monde n'est perpetuel — tous sommes soubz mortel coutel“ (T. 421—243). Auch hier arbeitet Villon wieder mit der stärksten Spannung, dem denkbar größten Gegensatz. Leben und Tod stehen unmittelbar nebeneinander. Man wird an die Darstellung der mittelalterlichen „Frau Welt“ erinnert, die in einer Person zugleich blühenden Körper und, dem Beschauer zuerst abgewendet, Greuel der Verwesung vereinigte. Wundervoll nimmt Villon auch den Gedanken der Vergänglichkeit auf, wie er sich schon im Alten Testament beim Propheten Hiob, Kap. 76, findet, wenn dieser die flüchtigen Lebenstage mit der schnell eilenden Weberspule vergleicht: „comme d'unne touaille font les filetz, quant tisserant en son poing tient ardente paille“ (T. 218—220). Und ist das Gewebe fertig, dann reißt der Weber den Faden ab.

In stärkstem Maße aber klingt der Ton der Vergänglichkeit gegen den Schluß seines Werkes von T. 1745 ab durch. Ohne Zweifel war unser Dichter dabei stark von den Totentänzen seiner Zeit beeinflußt worden, besonders von der schon erwähnten bildlichen Darstellung, die sich seit 1425 als Frescogemälde auf einer Mauer des Kirchhofs des Innocents in Paris befand. Diese Tänze scheinen im 15. Jahrhundert wohl kurz vor Villons Zeit aufgekommen zu sein und wahrscheinlich in Frankreich, wohin der Name „danse macabrée“ zu deuten scheint. Über ihre Entstehung und ihren Sinn ist viel gestritten worden (s. auch W. Stammler). Nach Seelmann (s. Creizenach S. 464) kommen zwei Texte der Urvorlage am nächsten. Es fordert darin der Tod die Hauptvertreter der damaligen Gesellschaftsklassen, vom Papst und König herab bis zum einfachsten vilain, zum Tanze auf, indem er jeden namentlich aufruft. Der Gerufene antwortet in einer Klagestrophe, indem er währenddessen vom Tode im Tanzschritt von einer Seite der Bühne zur anderen, dem Grabe, geleitet wird. Dabei antwortet ihm der Tod ebenfalls in einer Strophe, deren erste sieben Zeilen die Erwiderung auf die Worte des Vorredners enthalten, während in der achten

ein neues Opfer aufgerufen wird. Gemeinsam ist den zwei erhaltenen Texten, daß zu Beginn ein Prediger Worte der Ermahnung an die Anwesenden richtet. Das führt darauf, daß es wahrscheinlich Redner waren, die den Keim zu diesen dramatischen Spielen legten, indem sie den Eindruck ihrer Worte etwa durch kurze dramatische Szenen zu verstärken suchten. Viel spricht für die Annahme Seelmanns, daß ein französischer Volksprediger hier besonders wirkte. Daß die bildlichen Darstellungen ursprünglich auf Predigtszenen beruhen, wird dadurch bewiesen, daß öfters zu Anfang der Reihe ein Prediger auf der Kanzel dargestellt wird. Eine solche Darstellung an der Kirchhofsmauer des Innocents in Paris war es wohl, die dem Dichter bei der Abfassung jener Verse vorschwebte. Zugleich wurden auf diesem Kirchhofe die Knochen der schon völlig Verwesten in Holzschuppen, an die Mauer angelehnt, gesammelt (s. Champion). Auch auf sie kommt der Dichter zu sprechen, wenn er sagt: „Quand je considere ces testes entassées en ces charniers“ (T. 1744—45). Und dann führt er sie alle an, wie er sie geistig vor sich sieht, und wie sie herrschend oder beherrscht ihr Leben geführt haben: „dort sehe ich sie alle still geworden, wirr durcheinander auf einem Haufen liegen, jetzt sind ihnen die schönen Pfründe genommen, aber weder Kleriker noch Magister unter ihnen appelliert nun noch darum“ (T. 1752 ff.). „Und ob sie Bischöfe oder Laternenanzünder waren, schlecht oder in üppiger Weise sich nährten, Crème, Weizengries oder Reis genossen, dennoch sind alle ihre Gebeine in Staub zerfallen und keine Spur von ihrem Körper mehr geblieben. Möge das süße Jesuskind sie aber freisprechen“ (T. 1764 ff.). Damit sind wir am Ende der Zeitdarstellung angelangt und wenden uns nun dem folgenden Teil unseres Themas zu.

Villons Verhältnis zur Religion.

Wie kommt Saul unter die Propheten, was hat Villon mit Religion zu tun, wird mancher fragen, der dem Dichter, weil er ihn nur aus seinem oft allzu grausamen Realismus kennt, jedes religiöse Empfinden vielleicht abspricht. So sagt mancher, dem die Spannung zwischen Tun und Wollen, zwischen brutalem Lebenswillen und tiefer Selbsterkenntnis — denn beides ist dem Dichter eigen — zu groß ist, der Religion vorzugsweise im Überlieferten sieht, mit starkem Überwiegen des konservativen oder moralischen Elements, und dabei etwa vergißt, daß das „regnum Dei fermentum est", mit oft geradezu unerhörter Gärung. Gewiß, es gibt Stellen genug in Villons Werk, die jedem religiösen Empfinden ins Gesicht zu schlagen scheinen, sodaß man wohl im Begriff steht, ihm jedes religiöse Gefühl abzusprechen. Bemerkenswert ist hier Wurzbach, wenn er gelegentlich bei der Erklärung solcher Stellen den Hinweis auf die „angebliche Religiosität" des Dichters macht, und im übrigen wohl keinen Zweifel läßt, daß er sie beim Dichter ablehnt. Aber es gibt Teile aus Villons Vermächtnis, die so erschütternd wahr und tief empfunden sind, daß wir nicht um sie herumkommen und versuchen müssen, uns mit ihnen irgendwie von der religiösen Seite her auseinander zu setzen. Denn wir sind tief überzeugt, daß Villon trotz der halbtausendjährigen Vergangenheit modern ist wie nur irgend ein Dichter, da er allgemein menschliche Probleme angreift, und zu diesen gehört das religiöse an erster Stelle.

a) Seine Stellung zu den Vertretern der Religion.

Von den Vertretern der damaligen Kirche hatte der Dichter es besonders mit dem Bischof Thibaut d'Aussigny zu tun (T. 4 ff.). Aus uns unbekanntem Grunde war Villon von diesem Prälaten, der Bischof von Orléans war, im Sommer 1461 in Meung sur Loire in Haft gesetzt worden (T. 14). Wie die Strophen 1—7 seines Testaments und die „Epistre à ses Amis" (P. D. 376 ff.) schildern, muß es ihm erbärmlich genug dort ergangen sein. Neben Wasser und Brot „d'une petite miche et de froide

eau", hat er obendrein an fünf Tagen der Woche fasten müssen (P. D. 400); aber auch sonst scheint seine Behandlung dort überaus elend gewesen zu sein: „dur et cruel, trop plus que cy ne le raconte" (T. 25). Inmitten dicker Mauern, wohin kein Lichtstrahl noch Laufthauch dringt, hat der Bischof ihn in Bande schlagen lassen (P. D. 393 ff.), wo er nach trockenem Brot nur „verse en ses boyaux eaux à gros bouillon" (P. D. 420). Dazu lehnt Villon mit solcher Entschiedenheit des Bischofs Gerichtsbarkeit ab, daß wir in der Annahme wohl nicht fehlgehen, daß der Dichter sich von ihm zu unrecht eingesperrt glaute. (T. 8 ff.). Untersuchen wir nun, wie sich der Dichter gegenüber dem Bischof als kirchlicher Autorität stellt. Da erleben wir das uns Auffallende, daß er ihm gegenüber, dem Urheber seiner monatelangen Gefängnisqual, sich jeden schmähenden Ausdrucks enthält. Er lehnt sich äußerlich auch nicht eine Spur gegen ihn auf. (T. 20). Denn Villon war auch hier Sohn des Mittelalters genug, und das ließ unter allen Umständen die verordneten Diener der Kirche anerkennen. Selbst zu des Dichters Zeit genoß die Kirche noch ziemliche Autorität, wenngleich gerade damals ihr Bau zu wanken anfing (s. Morf). Aber die Dominikaner mit dem päpstlichen Inquisitionsrecht hatten seit dem 13. Jahrhundert dafür gsorgt, Häretiker der allein seligmachenden Kirche wieder zuzuführen. Und bewußter Unglaube ist selbst zu Villons Zeit noch eine Ausnahme. Bezeichnend ist, daß selbst das Wort von den „tres impostores Moses, Jesus, Mohammed", das Papst Gregor IX. auf Kaiser Friedrich II. zurückführte, kaum je im Mittelalter Anklang gefunden hat. Denn selbst Friedrich II. verband mit allem frivollen Spott und starker Skepsis doch das äußere Festhalten an der Autorität der Kirche. Und zu Villons Zeit ist es noch kaum anders.

Aber der Dichter hat zuviel erlebt und zuviel gesehen, als daß er nicht hinter die Dinge sieht (Contreditz de Franc-Gontier!) und erkennt, daß selbst ein Bischof von Orléans doch nur Mensch ist und nichts als ein Mensch, sogar oft ein ganz verächtlicher. Wie schon im ersten Teil der Arbeit angedeutet wurde, mußte Villon dadurch, daß er einfach Tatsachen aussprach, ungeheuer auflösend wirken. Dazu sind ja von 1480 ab seine Werke fast Jahr für Jahr gedruckt worden. Diese formelle Anerkennung der bischöflichen Autorität ist natürlich

bei ihm beißender Spott, umso leidenschaftlicher, als der Dichter in seiner Zeit noch acht haben mußte, daß die Inquisitoren an ihm nicht eine Autodafé verübten. Bei seiner Anklage geht Villon ganz von der kirchlichen Basis, dem kirchlichen Rechtsboden, aus und verläßt ihn formell auch nicht einen Augenblick. Das zeugt bei ihm von einer ziemlichen Kenntnis der religiösen Heilstatsachen und, was damit zusammenhängt, von einer immerhin guten Kenntnis der biblischen Schriften. Denn er operiert beim Bischof mit dem Begriff der Barmherzigkeit. Dabei ist es ganz klar, daß er mit der alttestamentlichen Wiedervergeltung, dem Auge um Auge und Zahn um Zahn, arbeitet, wenn er dem Bischof dieselbe Barmherzigkeit, die er ihm, Villon, seinem Sträfling, zuteil werden ließ, auch im Paradiese wünscht. T. 22—28). Aber daß er auch das Neue Testament und die Bergpredigt (Liebet eure Feinde ....) kennt, spricht er ja klar aus und ebenso, daß es nicht an ihm sei, Rache zu üben (die Rache ist mein ....) „I'ay tort et honte — à Dieu remis" (T. 31/32). Und doch biegt er in den folgenden Versen in der ihm eigenen witzigen Weise bei der Person des Bischofs seinen „intellektuellen" Glauben wieder um. Denn wohl will er für ihn beten, aber „bei der Seele des verstorbenen Quartalsäufers und geistlichen Rats Jehan Cotard" und dazu nach Art der Pikarden, die Gebete für die Verstorbenen ablehnen. Man sieht, es läuft zuletzt doch alles auf ein witziges Geplänkel hinaus. Damit löst sich schließlich scheinbar doch aller dogmatische Glaube bei Villon in nichts auf. Der Dichter empfindet tiefen Haß gegen seinen Peiniger; darum schiebt er zuletzt doch nur dogmatische Gehirnmoleküle und nimmt seinen Willen in seine formelle Glaubensstellung nicht mit hinein. Auch weiterhin zeigt sich der Dichter formell wenigstens als getreuer Sohn der Kirche, indem er äußerlich erfüllt, was sie von ihm verlangt, nämlich für seinen Feind zu beten. Mehr forderte sie damals auch nicht. So widmet Villon dem Bischof auch den siebten Vers aus dem 109. Psalm, der allerdings den inneren Sinn der Forderung der Kirche wieder umbiegt. Schneegans wie Wurzbach zitieren den achten Vers, doch paßt auch der siebte durchaus (er möge seinerseits verurteilt und sein Gebet in Sünde verwandelt werden).

Wir sehen, der Geist bei Villon ist doch ein ganz anderer, als ihn das Evangelium vorschreibt, denn dies setzt die Be-

kehrung der Veränderung des Herzens gleich. Aber damals vor der Reformation galt es ja nur, formell die Vorschrift der Kirche zu erfüllen, und der kam er restlos nach. Andererseits werden seine Zeitgenossen mit heller Freude den beißenden Spott des Dichters über den Bischof genossen haben. Auch später an einer anderen Stelle seines Vermächtnisses kommt Villon noch einmal auf den Bischof zurück (T. 737 ff.), indem er ihm den Namen eines vom Volke gehaßten Günstlings, des Herzogs de Berry, gibt und daneben erwähnt, daß der Bischof ihn ließ „manger d'angoisse mainte poire" Mundfolter (T. 740), ihn also foltern ließ. Das erklärt seinen Haß hinreichend. Wieder verspottet er beißend genug den Bischof, indem er erklärt, daß er ihn und seine Beamten, von denen der „petit maistre Robert" (T. 750) wohl erheblich an seiner Qual beteiligt war, liebt, allerdings „wie Gott den Wucherer" (Lombart).

Dieselbe äußerliche korrekte aber immerhin freie Stellung nimmt er zu den Patriarchen und Propheten ein, die ihm gemäß dem ganzen Auftreten der Prälaten seiner Zeit, als gleich hoher und damit reicher Klerus erscheinen mochten (T. 805 ff.). Denn er hat gerade im Text von den Erlösten des Alten Testaments gesprochen als von den „petiz Dieux" (T. 800), und bezeichnenderweise folgt unmittelbar das Gleichnis vom reichen Mann. Prälat sein und reich sein und Macht haben hieß damals dasselbe, in einer Zeit, wo der bürgerliche Jacques Coeur, der Geldmann Karls VII., noch die Ausnahme bildet, dessen Sohn aber auch schon Bischof (von Bourges) wurde. Prälat sein hieß zudem auch den richtigen, wirkungsvollen Glauben haben. Nicht ohne Grund sagt Villon, daß „les mons ne bougent de leurs lieux pour ung povre, n'avant, n'arriere" (T. 127/128). Aber auch hier ist der Dichter nicht sozial-politisch, klassenverhetzend. Er macht zuletzt nur wieder einen faulen Witz, zugleich mit der Annahme, „selon sa concepcion", daß die ersten Würdenträger, die Patriarchen und Propheten des Alten Testaments, auch schon im Fegefeuer (also vor der Erlösung durch Christus) eine bevorzugte Stellung eingnommen hätten „oncques n'eurent grant chault aux fesses" (T. 808). Eine gleich aufgeklärte, innerlich unabhängige Stellung nimmt der Dichter später den auditeurs messeigneurs, den bischöflichen Räten, gegenüber ein (T. 1206), mit einer Deutlichkeit, die allerdings

nichts zu wünschen übrig läßt, umsomehr als er sie in einem Atem mit der „petite Macée d'Orléans" nennt (T. 1210), die eine „mauvaise ordure" sei (T. 1213), und deren Bestrafung darum sei „bien hault tauxée". Bezeichnenderweise wurde die Krätze, an der die Herren litten, sodaß er jedem von ihnen einen bequemen Stuhl vermacht, meist auf Syphilis zurückgeführt. Gott ist eben kein Mittel gegen Geschlechtskrankheiten.

Wir sehen, der Dichter bleibt bei aller äußeren formellen Unterwerfung unter die geistliche Autorität doch innerlich aufgeklärt und frei, ohne aber etwa zu verallgemeinern oder gar politische Folgerungen daraus zu ziehen. Denn Villon ist kein logischer Theoretiker, sondern ein Mensch mit einem widerspruchsvollen Herzen. Zu seiner Zeit lebte besonders der höhere Klerus nur noch vom Schein der vergangenen Größe. Zum großen Teil war er selbst schuld an dem Niedergange seiner Klasse, indem er sich willenlos von den dynastischen Interessen der Krone mißbrauchen ließ. Denn „se servir du Clergé national contre le pape, et au besoin du pape contre le Clergé national, faire à l'un ou à l'autre les concessions qu'exigeaient les circonstances, sans autre but que l'accroissement du pouvoir royal, ce fut toute leur règle de conduite" (cit. n. Morf). Daß Villon nicht verallgemeinert und etwa ein politisches Programm gegen den Klerus entwickelt, zeigt schon die große Dankbarkeit, die er seinem „plus que pere", Guillaume de Villon, der doch auch Kleriker war, zeitlebens beweist. Sozialpolitische Bekämpfung einer Klasse liegt ihm wie seiner Zeit durchaus nicht. Er ist Dichter und Künstler und hebt als solcher immer nur das Charakteristische der Personen seiner Umgebung heraus.

Wir werden nicht umhin können, auch einen Seitenblick auf die Freres Mendians als Vertreter der Volksreligion zu werfen, zumal der Dichter wohl dauernd mit ihnen in Berührung gestanden hat, wie die Fülle der Bemerkungen über sie in seinem Vermächtnis zeigt. Schon in den Lais geht er in medias res hinein, indem er uns in charakteristischer Weise die Mendians und die weiblichen Vertreter der Laienorden, die Beguines und Filles Dieu, vorführt (L. 250). Denn wenn er ihnen „savoureux morceaux, flaons, chappons et grasses gelines" vermacht, so wird er ihren Geschmack wohl besonders gut kennen. Und damit der Zwiespalt zwischen Lehre und Tun bei diesen Bettel-

brüdern dem Volk recht ins Bewußtsein kommt, vermacht er ihnen weiterhin „die Quinze Signes“ (L. 253) zu predigen, die nach mittelalterlicher Überzeugung auf das jüngste Gericht vorbereiten sollen. Als Einlage, gleichsam um den Zwiespalt zwischen Lehre und Tun auszugleichen, führt er dann noch die Karmeliter an, wie sie „chevauchent noz voisines“ (L. 255). Diese erfreuten sich wohl damals noch besonderer Achtung. Der mit der mangelnden Tiefe des religiösen Empfindens zusammenhängende Gegensatz von heiliger Lehre und unheiligem Leben bei den Bettelmönchen zeigt sich auch gelegentlich an anderen Stellen. So, wenn er das alte Frauenkloster auf dem Mont de Montmartre (T. 1551) mit dem Kloster der Tertiarier, dem Männerkloster auf dem Mont Valerien, vereinigen will (T. 1553). Man wird lebhaft an Rabelais' Renaissancekloster erinnert mit seinem Motto „Fais ce que vouldras“, und doch ist die Einstellung eine wesentlich andere. Denselben Gegensatz zwischen Lehre und Leben bei den Mendikanten hebt Villon auch sonst noch hervor; nennt er doch die Bettelbrüder immer in einem Atem mit ihren entsprechenden weiblichen Vertretern, den Dévotes und Beguines, dazu die berüchtigten Schwarmgeister der Turlupins (T. 1158—61). Nicht ohne beißenden Spott nennt er die ersteren die „Beaulx peres — de Paris“ (T. 1170) und deutet an, daß sie, trotzdem sie „font plaisir à nos commeres“, dennoch auch noch etwas für deren Männer übrig haben.

Wir haben aus diesen gelegentlichen Äußerungen die eigentliche Meinung des Dichters herauszuschälen. Auch hier erleben wir dasselbe Schauspiel wie bei seiner Stellung zum Klerus. Er unterwirft sich als Sohn des Mittelalters formell bedingungslos der Autorität der Kirche, d. h. also auch den Freres Mendians. Wir hatten schon früher gesehen, daß der Papst, als ein Teil des französischen Klerus national-gallikanisch wurde, sin Herz für die Bettelorden entdeckte und sie durch besondere Vorrechte allmählich zu einer Kerntruppe der Kurie umgestaltete. Zwar erheben sich darob schwere Kämpfe zwischen ihnen und dem alten Pfarrklerus, da die Pfarrer ihre alleinigen Rechte der Predigt, Seelsorge und Beichte nicht aufgeben, resp. teilen wollten. Prinzipiell, nicht tatsächlich, wurden dies Kämpfe zwar im Jahre 1300 durch Papst Bonifaz VIII. und seine Bulle Ex cathedra geschlichtet. Dazu war das Recht

zu predigen und Beichte zu hören den Mendikanten beschränkt worden, aber gerade das ergab mehr Reibungspunkte als völlige Freiheit oder gänzliches Verbot. So zitiert auch unser Dichter einen berühmten Pariser Prediger Maistre Jehan de Poullieu (T. 1174), der genügend gegen die Mendikanten wetterte und schließlich vom Papst gezwungen wurde zu widerrufen „voulsist ou non", — „s'en revoqua" (T. 1177). Und wenn auch Jean de Meung, der Verfasser des Rosenromans und andere Dichter nach ihm ebenso wie dieser Prediger verfuhren, es nützt ihnen doch alles nichts, „on doit honnorer ce qu'a honnoré l'Eglise de Dieu" (T. 1180/81). Mit diesen Worten haben wir gewissermaßen Villons mittelalterliches Glaubensbekenntnis in Reinkultur: Die äußere, bedingungslose Anerkennung der Autorität der Kirche. Und verstärkt wird diese Tatsache nur noch durch die folgenden Verse, in denen er sich ihr unterwirft „en tout ce que puis faire et dire — et servir, sans y contredire" (T. 1182 ff.). Zu untersuchen wäre noch, wie weit etwa praktische Motive mit hineinspielen, Vorsicht vor einem Ketzergericht oder ähnliches.

Aus vorstehendem können wir wohl zur Genüge erkennen, daß Villon mit Atheismus nichts zu tun hat; auch ein Pantheismus, wie er sich bei Vertretern der Scholastik hin und wieder findet, oder wie ihn, freilich in anderer Art, die Brüder des freien Geistes, die Turlupins oder andere, entwickelten, wäre für Villon unmöglich. Dennoch können wir andererseits aus den angeführten Stellen, die sich leicht vermehren ließen, bei Villon kaum auf eine hohe Verehrung für den Priesterstand schließen; die Achtung für seinen Pflegevater Guillaume gilt wohl auch weniger dem Kanonikus, als dem Menschen, dem „plus que pere". So ist für Villon die besondere Geringschätzung des geistlichen Standes beachtenswert. Diese Einstellung ist aber, wenn wir andere Quellen lesen, nicht so auffallend; im Verlauf unserer Arbeit hatten wir schon hinreichend Gelegenheit, die Gründe hierfür zu erörtern. Neben der Verweltlichung des höheren Klerus und dessen allzu starkem Anlehnen an dynastische Interessen, das sich ja überall heute noch im Gallikanismus der französischen Kirche äußert, war die weitgehende Deklassierung der niederen Geistlichkeit in Frankreich wohl ein Hauptgrund mit zur geringeren Schätzung seiner kirchlichen Vertreter. Praktisch werden von Villons Zeitgenossen wie von

ihm selbst oft die schwersten Vorwürfe gegen Kleriker wie gegen Mönchsorden erhoben. Wohl alle Sünden, deren die Menschheit fähig ist, zeigt der Film, den der Dichter uns in seinem Legat geschenkt hat, und der nun vor uns abrollt. Dennoch ist der Zulauf zur Kirche wie zur Volkspredigt in der Zeit, in der unser Dichter in Paris als Knabe heranwächst, außerordentlich groß: Vom ersten Morgengrauen bis zur Mittagsstunde harrt das Volk gelegentlich tagelang aus, um sich anpredigen zu lassen. Diese starke religiöse Ergriffenheit der Zeit muß ihren Grund mit haben in der schweren Zerrüttung und Zerrissenheit des gesamten öffentlichen Lebens, dem sich das private nicht entziehen kann. Und wenn sich das niedere Volk besonders, trotz schwerer Eiterbeulen am Körper der Hierarchie, nicht vom Glauben abwendet, so muß das darin begründet sein, daß eine religiöse Kraft eben nur durch eine andere, nicht etwa durch ein philosophisches System, ersetzt werden kann. Solange die zweite noch nicht gefunden, läßt man sich die erste, so brüchig sie auch geworden ist, eben gefallen. Es kann darum auch kein Erstaunen bereiten, wenn wir gelegentlich hören, daß die Entartung, geringe Bildung und Lebensroheit der Bettelmönche, die dem Ästheten Villon wohl besonders auf die Nerven fallen mochte, geradezu sprichwörtlich geworden war. Von Molinet haben wir einen schönen Vers erhalten, der uns blitzlichtartig die ganze Sachlage überschauen läßt:

„Prions Dieu que les Jacobins
Puissent manger les Augustins,
Et les Carmes soient pendus
Des Cordes des Frères Menus“ (cit. n. Huizinga).

Ein zweiter Grund dafür, daß Villon und seine Zeitgenossen mehr und mehr die Bettelorden mit ihrem dogmatischen Armutsbegriff ablehnen, ist wohl in dem langsamen Erstarken des Gefühls der sozialen Verantwortlichkeit für den wirklichen Armen zu suchen. In seiner „Ballade Contreditz de Franc-Gontier‘ mochte ihm wohl seine eigen Armut und Hilflosigkeit grell ins Bewußtsein kommen, wenn er darin den fetten, sich gütlich tuenden Pfaffen, in sicherer Kirchenstellung auf seinen Lebensabend wartend, uns vor die Augen malt. Und Pierre d’Ailly, der adlige Kanzler und Vorgänger Gersons an der Sorbonne,

hatte ja schon nachdrücklich die „vere pauperes“ der landplagenden Mendikantenschar gegenüber gestellt.

Versuchen wir nun, im Anschluß an das vorstehende Ergebnis, das Problem noch weiter zu vertiefen, indem wir direkte Aussagen des Dichters benutzen, um zu sehen, ob und wie er vielleicht in dogmatischer Hinsicht von der üblichen Religionsauffassung abweicht, und welche ganz persönliche Stellung er schließlich zu ihr hat.

b) Seine persönliche Stellung zur Religion.

Es möchte wohl die Frage entstehen, wie es kommt, daß der Dichter sich so oft im religiösen Sinne ausspricht, so häufig, daß er es selbst einmal halb ärgerlich, halb belustigt in die Worte faßt „Laissons le moustier où il est“ (T. 265) „und gehen wir doch zu einem ergötzlicheren Thema über“. Denn oft genug schweift er dazu direkt vom Thema ab, um etwa sein Leben zu erklären oder das anderer uns näher zu bringen. Und da sehen wir, daß, soweit wir eindringen können, dies Verhältnis Villons zur Religion fast ausschließlich aus der Not des Lebens im Suchen nach einer festen Stütze sich entwickelt hat und in dieser Hinsicht ganz organisch gewachsen ist. Es ist die eigene Unvollkommenheit, die er tief fühlt, die ihn dazu bringt. Er hält Einkehr bei sich selbst, er kennt klar seine Schuld, seine Sünde und sein verfehltes Leben. So sieht er beim Schreiben seines Testamentes im Winter 1461, nachdem er der harten Kerkerhaft in Meung entronnen, die Entwicklung seiner Existenz von seiner frühen Jugend an vor sich. „O, Gott“, klagt er, „wenn ich doch zur Zeit meiner tollen Jugend studiert und mich der Tugend hingegeben hätte!“ (T. 201 ff.). „Aber ich floh die Schule, wie das böse Kind es tut. Und ich legte mir den Spruch des Predigers Salomonis zu sehr zu meinen Gunsten aus, der da sagt, freue dich, mein Knabe, in deiner Jugend (T. 209 ff.). Aber ich vergaß völlig die andere Seite der Lebensweisheit, die lautet, daß jeunesse et adolescence ne sont qué abus et ignorance (T. 214 ff.). So sind meine Tage dahin geflogen, eitel“ (adolescentia enim et voluptas vana sunt). Und aus dieser seiner Schuld, die klar vor ihm steht, erwächst ihm sein Sündenbewußtsein. „De tout suis le plus imparfait“, sagt er einmal

ganz klar (T. 261). „Und gelobt sei darum der Herr Jesus Christ, denn er allein hilft mir heraus. Er hat mich bewahrt vor so mancher Schande und mich befreit von übler Macht (T. 53, 54). Darum rufe ich ihn auch an in allen meinen Nöten, daß meine Bitte zu ihm dringe, zu ihm, von dem ich Leib und Leben habe" (T. 50/52).

Aus dieser Hilfe, die ihm vom Himmel widerfahren, erwächst ihm auch das Vertrauen zu Gott und der Mittlerin zu ihm hin, der Jungfrau Maria. Die Art, wie er sich hier ausspricht, ist wieder ganz der Kirche gemäß, mittelalterlich. Er vermacht seine povre ame der gesegneten Dreieinigkeit und befiehlt sie der Jungfrau „chambre de la divinité" (T. 836), indem er die neuen Himmelschöre der Engel zu Hilfe ruft, damit sie von ihnen vor den Thron des Allerhöchsten getragen werde" (T. 835 bis 840). Auch in dogmatischer Hinsicht weicht Villon nicht ab, er, das Gegenteil des theoretisch eifernden Zeloten. Er beginnt sein Testament im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes (T. 793), „qui sauva ce qu'Adam périt" (T. 797). Klar ist es ihm, daß er sich damit die Auffassung der Kirche zu eigen gemacht hat, denn er hebt es noch besonders heraus, daß der „qui bien ce croit, peu ne mérit" (kein geringes Verdienst darum hat). Dieselbe konservative Stellung nimmt er auch der Jungfrau Maria gegenüber ein, als er ihr, auf Bitten seiner Mutter, eine besondere Ballade widmet. Auch hier hören wir wieder die erhabene Autorität der Civitas Dei durchklingen. Denn die Jungfrau ist ihm nicht das zwar auserwählte, aber einfache Weib des Evangeliums, sondern die „Dame des cieulx, regente terrienne, emperiere des infernaux paluz" (T. 873/74). „Sie möge Fürsprache bei ihrem Sohn einlegen, vergeben und vor Übel bewahren." Und als Refrain folgt nach jeder Strophe das überaus eindrucksvolle und gerade in seiner Einfachheit so tief wirkende „car en ceste foy je vueil vivre et mourir". Was man auch von Villons Religiosität halten mag, diese Ballade atmet den Frieden tiefer religiöser Empfindung, sie zeigt vollen Glauben und Ergebenheit in den Willen Gottes. Und es wird kaum angehen, so völlig zwischen dem Glauben des Sohnes und der Mutter (denn für sie machte der Dichter ja die Ballade) zu trennen, daß man der einen zuspricht, was man dem anderen

nimmt. Und Phrasen sind es nicht, die der Dichter hier ausspricht, dazu ist das Gedicht zu einfach und zu warm empfunden.

Trotzdem muß in aller Schärfe der klaffende Zwiespalt zwischen Erkenntnis und Tun, Wollen und Handeln bei unserem Dichter herausgehoben werden, bei ihm ziemlich sicher endend in einem verfehlten Leben. Aber ist das zuletzt nicht das menschliche Problem, an dem gerade die Besten am schwersten gelitten? Villons Leben erinnert in unmittelbarer Nacktheit an das Gleichnis vom verlorenen Sohn, nur daß hier der zweite Teil unseren Augen entzogen ist. Dieser schwere Zwiespalt, der den Dichter immer tiefer führte ins soziale Elend, hat aber seine religiöse Empfindung nur vertieft; trotzdem er durch ein Meer von Schlamm watete, sodaß man oft meint, die Grenze des Schmutzigen sei erreicht. Aber vielleicht hat sich dadurch erst der tiefe menschliche Ton entfalten können, den wir trotz der fünfhundert Jahre bei ihm noch vernehmen. Denn er spricht es klar aus, „trotz allem, daß Gott nicht seinen Tod wolle, sondern daß er sich bekehre und in guter Weise lebe und nicht in Sünden ersterbe“ (T. 106). „Denn Gott lebt, und durch seine Barmherzigkeit und durch seine Gnade gewährt er mir Verzeihung“ (T. 110 ff). Auch in seinem späteren Leben, als die Todesgedanken ihn häufiger überkommen mochten, nimmt er eine kaum veränderte Stellung ein, er fürchtet ihn nach wie vor, „sonst würde er sich leicht selber den Tod geben“ (T. 433), um dies Leben, das ihn oft so furchtbar quälen mußte, dies Martyrium loszuwerden, „car en amours mourut martir“ (T. 2001).

Nach dem Vorhergesagten bin ich überzeugt, daß Villons Äußerungen zu tief religiös sind, als daß man ihn mit dem Stichwort „religiös indifferent“ oder gar „pervers“ abstempeln und dann laufen lassen kann zu seinen filles folles, seinen Zechkumpanen und seiner Einbrechergilde hin. Allerdings kann ich mir vorstellen, daß des Dichters moralisches Leben oft eitel Magendruck erzeugt. Aber muß man nicht auch des Dichters unsittliche Lebensweise zu einem großen Teil mit auf das Konto der damaligen Gesellschaft setzen? Und dazu war Villon Künstler, und von ihnen gilt Suarès' Wort, allerdings wohl mit einiger Einschränkung: „Tout les vrais artistes ou à peu près sont doués de luxure“. Viel wichtiger scheint mir aber bei dem ganzen

Problem die psychische Seite zu sein, wie sie ja auch Suarès entscheidend heraushebt, „car la luxure est toute pleine de remords", und selbst bitterste Ironie und Sarkasmus können Reue nie verdrängen. Und auch für Villon gilt das Gebet, das man wohl nicht nur ihm, sondern auch anderen gleich Leidenden in den Mund legen könnte:

„Seigneur, vous voyez la fureur de mon péché, et si j'en souffre. J'y suis lié, comme la femme du sultan nouée au chat et à la vipère, dans le sac qu'on jette au Bosphore. — Sinon vous, Seigneur, rien ne peut m'arracher à cette prise profonde. Rien ne peut me sauver. Et nul ne peut rompre que vous, Seigneur, cette attache cruelle". (Cit. n. Suarès p. 40.)

Man wird unwillkürlich an Strindberg erinnert, der auch die Frauen in verzehrender Leidenschaft liebte und zu gleicher Zeit sie alle haßte und an seine Worte „Herr, ich lasse deine Hand nicht, — denn ich leide unter dem Geschenke dieses Lebens". Daß Villon ein Gemüt besaß, empfänglich für religiöses Fühlen, zeigt schon seine tiefe Selbsterkenntnis; er kennt böses Leben und weiß um seine Vergangenheit. Und darum: ob Verbrecher oder nicht, „er vergißt nicht Gott". Er war zu sehr und zu tief in das Leben verstrickt, als daß er hätte ohne Gott leben können.

In tiefster Weise spricht sich der Dichter über seine religiöse Stellung gegen Ende seines Werkes noch einmal in der schaurigen „Ballade des Pendus" aus. Nicht ohne Grund ist diese neben der „Ballade des Dames du Temps Jadis" das populärste Gedicht Villons geworden. Sie versetzt den Leser an den Fuß des Galgens von Montfaucon vor Paris, wo die Skelette der gerichteten Gehängten oft für lange Jahre zur Warnung für Übeltäter hingen, an welchem sie, in der Sonne dörrend, den Raben zum Fraß, dazu im Spiel des Windes einen lustigen Totentanz aufführend, verwesten. Wie kam Villon dazu, sich so darzustellen? Lognon gibt in seiner Indroduction p. 6 einfach kurz darüber an, daß der Dichter an einem schönen Herbstabend des Jahres 1463 in der Rue de la Parcheminerie in Paris, vor der Schreibstube des François Ferrebourg in eine Rauferei hinein geriet, in deren Verlauf er, laut Gerichtsbeschluß des Châtelet, verurteilt wird „à estre pendu et estranglé. Il compose alors le Quatrain et la „Ballade des Pendus". Im Châtelet-Gefängnis wird Villon wohl in Haft gewesen sein und seine voraus-

sichtlich letzten Tage verbracht haben. Mit einer Phantasie, deren Plastik wir immer bei ihm bewundern müssen, und die den wahren Künstler zeigt, hat er die Entwicklung der Dinge klar vor Augen. Er verbirgt nichts, wir sehen gleichsam in alle Falten seines Gewandes hinein. Er ist Realist wie nur einer und gibt selbst in dieser Lage seinen Glauben nicht auf, Beweis genug für dessen Echtheit. Da die Ballade uns auch im Hinblick auf das Folgende zu wichtig erscheint, werden wir hier, etwas abgekürzt und frei, die Übersetzung bringen.

„Ihr Menschenbrüder, die ihr nach uns lebt, verhärtet nicht die Herzen gegen uns. Denn wenn ihr Mitleid mit uns Armen habt, so wird Gott noch viel mehr an euch Gnade üben. Hier seht ihr uns fünf oder sechs gehängt. Und was das Fleisch anbetrifft, das wir nur zu sehr genährt haben, so ist es längst verzehrt und verwest. Unsere Knochen werden zu Asche und Staub. Niemand spotte über unser Elend; bittet vielmehr Gott, daß er uns von Sünden lossprechen möge.

Wir rufen euch an, ihr Mitbrüder, obwohl wir rechtmäßig verurteilt wurden, daß ihr Verachtung nicht gegen uns empfindet. Denn ihr wißt ja selbst, daß alle Menschen von Haus aus einen verderbten Sinn haben. Tretet für uns ein, die wir tot sind, ehrt den Sohn der Jungfrau Maria, daß sein Gnadenstrom für uns nicht versiege. Wir sind tot, die Seele quält uns nicht mehr. Bittet Gott, daß er uns von Sünden lossprechen möge.

Der Regen spült uns ab und wäscht uns rein, die Sonne trocknet uns und schwärzt uns. Elstern und Raben haben uns die Augen ausgehöhlt, den Bart und die Augenbrauen ausgezupft. Niemals, nein in keinem Augenblick, hängen wir in Ruhe, denn hierhin und dorthin treibt uns der Wind ohne Unterlaß mit sich, wir, die wir von Vögeln mehr durchlöchert sind als ein Fingerhut. Habt acht, daß ihr euch nicht einst unseren Brüdern beigesellt. Bittet Gott, daß er uns alle lossprecht.

Geleit:

Herr Jesus, der du über alles herrschst, verhüte, daß uns der Teufel in seine Gewalt bekomme. Denn nur mit ihm haben wir es zu tun, nur mit ihm abzurechnen. Brüder, hier hört jeder Spott auf. Bittet Gott, daß er uns alle von Sünden lossprechе".

Es ist nur zu verständlich, daß diese Ballade tiefste Wirkung auf Villons Zeitgenossen ausüben mußte, sie immer auslösen wird. Ein Mensch, verkommen bis zur Grenze des Perversen, aber dennoch mit starken Spuren einer edlen Seele, hängt vor uns am Galgen und büßt seine Schuld. Seine? Das Problem Schuld und Sühne steigt vor uns auf. Villon ergibt sich ganz in sein Schicksal, aber nicht wie einer, der innerlich gebrochen an

der Gerechtigkeit der Dinge zweifelt. Ein Ton, der beim Dichter nicht eben häufig zu finden ist — seltsam männlich und fest — schwingt mit durch dieses Gedicht, ein Umschlag der Stimmung im letzten Augenblick (Heine!) ist hier ganz unmöglich. Hoch bedeutsam ist, daß der Dichter sein Schicksal als gerecht anerkennt: „occis par justice" (P. D. 515). Da ist keine schwächliche Entschuldigung etwa seiner Vergehen, die ihn an den Galgen brachten. Und von dieser Basis aus, der klaren Anerkennung seiner Schuld, erhebt er auch hier nicht die geringste Klage gegen die Gesellschaft, die ihn richtete und ihn ausstieß. Aber Villon geht weiter, er appelliert an seine Mitbrüder, aber nur ihretwegen und ermahnt sie „ne soyez de nostre confrairie" (P. D. 532). Aber er predigt ihnen dabei wirklich keine Moral. Doch er kennt sich, denn „vous scavez que tous hommes n'ont pas bon sens assis" (517). „Verschließt eure Augen nicht, wendet euch doch nicht ab, seht uns doch hier hängen." Und dann vertieft er wieder das Problem, indem er seine Mitbrüder bittet „pas n'en devez avoir desdaing" (515), bleibt doch nicht bei der Moral stehen. Verhärtet doch eure Herzen gegen uns nicht, denn, wenn wir auch noch so schaurig euch jetzt erscheinen mögen „plus becquetez d'oiseaulx que dez à couldre" (531), „habt trotzdem Barmherzigkeit mit uns Armen, denn dann wird auch Gott haben „plus tost de vous mercis" (507).

Auch in dieser Ballade steht Villon noch formell in der dogmatischen Geschlossenheit des kirchlichen Zeitbildes. Und bei seiner besonderen künstlerischen Befähigung, mit dem Gegensatz zu arbeiten, gelingt es ihm hier meisterhaft, den Dualismus zwischen Leib und Seele herauszuheben, dem Körper, der verkommen und verwest, und der Seele, auf deren Rettung es jetzt allein ankommt. Villon macht hier ganzen Ernst mit dem mittelalterlichen Gedanken der Askese, seltsam abstechend von seinem früheren durchschnittlichen Leben. Mit einem Gefühl der Befreiung spricht er es geradezu aus, daß endlich das Fleisch „que trop avons nourrie" (509) vergeht und das Gebein in Asche und Staub zerfällt. Endlich ist die Seele befreit von ihrem Martyrium, der Bindung mit dem vergänglichen Körper. Und sie muß nun Hilfe und Unterstützung erfahren, damit sie nicht dem Endgericht, der Hölle, verfällt. Und so verdichtet sich Villons Sehnen zu dem stark wirkenden Refrain, in wel-

chem er die Umstehenden auffordert „priez Dieu que tous nous vueille absouldre". Tut Fürbitte!

Und doch bleibt der Dichter in diesem seinem wohl am tiefsten empfundenen Gedichte zuletzt nicht in einer irgendwie unpersönlichen Dogmatik stehen, sondern ringt sich, wie auch gelegentlich anderswo, zu einem rein persönlichen Standpunkt durch. Die Bitte an alle Menschenbrüder, gemeinsam für sie, die Gehängten, Fürbitte beim „fils de la Vierge Marie" einzulegen, „que sa grace ne soit pour nous tarie", ist dem Dichter gleichsam nur Sprungbrett und Übergang zu einer ganz persönlichen Stellung. Mit wenigen Worten, knapp formuliert, aber von desto tieferer Wirkung, wendet er sich im Geleit selbst an den Prince Jesus, der aller Erden herrscht, er möge verhüten, daß „Enfer n'ait de nous seigneurie" (535). „Zuletzt haben wir es nur mit ihm zu tun, nur mit ihm abzurechnen"; (a luy n'ayons que faire ne que Souldre) (536). Wir stehen nicht an, diese Stelle mit als eine der wichtigsten für unsre Erkenntnis Villons zu bezeichnen. Ohne Mittelsperson fühlt sich der Dichter direkt und persönlich Gott verantwortlich, und das ist allerdings nicht mittelalterlich dogmatisch mehr, sondern entspringt dem tiefsten religiösen Empfinden, nicht mehr gebunden an Konfession, noch Zeit.

Zusammenfassung.

François Villon war ein Sünder, ein grober sogar. Daran hatten die Umstände mit schuld. Und doch wird es nie gelingen, sein Milieu allein haftbar zu machen für sein verfehltes Leben. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen: in Verkommenheit und Elend wird er bald gestorben sein. Gewiß, seine Umgebung, diese ganze zerbröckelnde und sich auflösende Welt, als deren Niederschlag Strolche, Vagabunden, Coquillards und Verbrecher erscheinen, hatte unendlich viel mit auf dem Gewissen. Wäre er in eine Zeit hineingeboren mit starkem Willen und inneren Werten, hätte er nicht so zwecklos viel zu leiden brauchen. Villon war ein Lump, ein geistreicher, liebenswürdiger dazu; aber er gehört zu denen, die dann und wann still in der Ecke einer Kirche stehen, an ihre Brust schlagen und murmeln: Gott sei mir Sünder gnädig. Aber nur dann und wann.

Villon kannte seine Vergangenheit und unterschlug sie nicht, denn er war ehrlich, dazu hatte er Erfahrung, Bildung und Phantasie genug, um sich zu erkennen. Unendlich viel Schmutz ist mit ihm verbunden. „Ordure amons, ordure nous assuit" (T. 1625). Villon vereinigt Bordell und Gott. Wie, ahnt man nur, aber sein Leben beweist es. Dazu erkennen wir auch an seinen Zeitgenossen zur Genüge, daß Gott kein Mittel gegen Geschlechtskrankheiten ist. Des Dichters Existenz ist die Illustration des Verlorenen Sohnes. War seine Zeit besser, das Beispiel der führenden Gebildeten? Wir haben genug Proben des Gegenteils. Es war eine brüchig gewordene Welt, der noch große geistige Ideen fehlten. Zugleich gewährt uns das Leben des Dichters aber auch einen Einblick in eine Kultur, die — koste es war es wolle — überwunden werden mußte. Nicht ohne Grund bleibt Villon noch stecken in der Auflösung seiner Umgebung, lastet das Elend seines Milieus mit schwerer Wucht auf den Schwingen seines Geistes. Aber er setzt immer wieder an zu freiem Flügelschlag. Sein Leben zeigt aber nicht nur dies persönliche Ringen um irrationale Werte, in ihm findet auch das Lebensgefühl seiner Zeit beredten Ausdruck. Als echter Künstler, der das Leben vorzugsweise im Gegensatz sieht, erblickte er das Leben um sich nur noch in der abgestorbenscholastischen Form. Sein wildes ungezügeltes Temperament verlangte aber ganze Werte. So trägt er mit dazu bei, die zum Untergang reife Form zu zerschlagen, und übt bittere Kritik an den geistigen Führern der Zeit. Dabei darf man nie vergessen, daß zu Lebzeiten des Dichters die Liquidation des Mittelalters ja in vollem Gange war. So hatte Villon den Zweifel voll auszukosten, der immer dem Zusammenbruch folgt.

Zu tief hatte unser Poet das Leben wie es ist genossen. Darum ist er auch nicht mehr empfänglich für seichte Ideale, hat er nicht mehr den Glauben an seine natürliche Kraft. Aber er erfaßt auch das Irrationale, Gott und seine Gnade, nur dann und wann, scheu und zaghaft. So fehlt ihm zuletzt doch der dauernde zuversichtliche Glaube, das fröhliche Vertrauen der Reformatoren. Er streift mehr das Ewige, als daß er es ganz besitzt, sein Wille ist zu geschwächt, als daß er Gott mit ganzer Hingebung ergriffen hätte. Es mußten erst die Reformationsmärtyrer erstehen, jene Männer mit ungebrochenem Wil-

len. Das fehlt Villon, darum bleibt er im letzten stehen, darum fehlt seiner Konfession zuletzt das Befreiende. Aber die Beschäftigung mit ihm ist wertvoll weit über den Rahmen der Wissenschaft hinaus. Sie zeigt einen Menschen, der kämpft. Villon ist stärkster Protest gegen Moralin und Pharisäismus, beides zerbricht vor ihm rettungslos. „Wer keine Missetat begangen, möge es sagen" (T. 192). Nicht ohne Grund haben die Romantiker mit ihrer feinen Spürnase für persönlichen wirklichen Wert sich viel mit dem Dichter beschäftigt, ihn überhaupt erst wieder entdeckt. „He is of us", wie Swinburne fein herausfühlt. Gewiß, formell steht Villon noch auf mittelalterlichem Boden. Aber innerlich hat er — unbwußt wohl oft — schon mit dem Mittelalter gebrochen. Ihm gehört etwas Überzeitliches an. Den Dichter Villon kennt und schätzt man seit langem, das Volk hatte seine Freude am „fameux écornifleur". Aber der innere Mensch Villon ist darob meist zu kurz gekommen. Und gerade er ist wertvoll und einzigartig, weit über das Problem hinaus. Seine Stimme dringt zu uns, gleich als ob er noch unter uns lebte. Villon ist zeitlos, weil er tief Menschliches zu sagen hat. Er spricht die Wahrheit und schont sich selbst nicht dabei. Er ist nicht irgend einem System zum Opfer gefallen, sodaß man ihn schlecht irgendwo einordnen kann. Villon ist eine „problematische Natur", die der landläufigen Vorstellung nicht entspricht, und in die man sich sehr hineinleben muß, um sie zu verstehen. Er lehrt uns immer wieder, wie grob und pharisäerhaft unsere Bewertung eines Menschen ausfallen wird, wenn wir ihn nur nach seinem äußeren Wirken beurteilen. Andererseits gilt aber wohl das „tout comprendre, ce n'est pas tout pardonner: Jeder Baum muß Frucht bringen". Seine Früchte mögen manchmal seltsam holzig und bitter und ungenießbar erscheinen, und doch pflücken hin und her seit fünfhundert Jahren die Menschen an ihm und finden an seinem Baum vielleicht e i n e Frucht, die köstlich ist. Villon ist wie ein Obstbaum, an dem die Menschheit zu okulieren versuchte, und bei dem die ursprünglichen Triebe immer wieder durchbrechen: Er spottet aller Anstrengung, an ihm spüren wir die Doppelheit unserer Natur. Man versteht den Dichter etwas, wenn man um den eigenen Zusammenbruch weiß, der allein Vorstufe zu einem Weiterkommen ist, denn „Il fallait un monde,

qui meurt, et le désordre universel pour nous le rendre, alors l'individu a toute sa force" (Suarès). Für sein Leben gilt, was wir vom ganzen 15. Jahrhundert sagen können: Seine Zeit hat nicht vergessen, daß alle Dinge ein gutes Stück in die jenseitige Welt hineinragen. Villon ist ein Musterbeispiel dafür, daß es Menschen ohne Gott nicht gibt, daß unsre Kultur irreale Fundamente hat.

Lebenslauf.

Ich, Paul Hodann, bin am 27. Mai 1887 zu Konstanz (Baden) als Sohn des Oberpostsekretärs a. D. Dietrich Hodann geboren. Ich besitze die Schaumburgisch-Lippische Staatsangehörigkeit. Ich besuchte nach der Übersiedlung meiner Eltern nach Hannover die dortige Oberrealschule bis zum Einjährigen. Nach mehreren Jahren der Tätigkeit im Eisenbahn- und Schiffsmaschinenbau, legte ich, nach privater Vorbildung, an der Oberrealschule Wilhelmshaven meine Reifeprüfung Ostern 1911 als Extraneer ab. Vom Sommer-Semester 1911 ab studierte ich neuere Sprachen und Religion an der Universtät Göttingen, trat am 10. August 1914 als Freiwilliger in den Kriegsdienst, nahm am Kriege bis zu seinem Ende teil und blieb wegen schwerer Erkrankung bis zum Frühjahr 1919 im Heimatslazarett in Hannover. Da ich mein Studium vorerst infolge meines Gesundheitszustandes nicht wieder aufnehmen konnte, war ich als Lehrer und Erzieher am Schleiermacher-Pädagogium in Niesky (Schlesien) bis Ostern 1921 und von da ab bis Ostern 1922 an der Realschule in Herchen des Evangelischen Pädagogiums Godesberg tätig. Vom W.-S. 1921/22 ab studierte ich an der Universität Bonn und legte im Mai 1924 dort die Staatsprüfung für das Lehramt an höheren Schulen in den oben genannten Fächern ab, und zwar bei den Herren Professoren Dr. Spitzer im Französischen und Dr. Dibelius im Englischen und D. Meinhold in Religion. Im Mai 1924 wurde ich vom Provinzial-Schulkollegium in Münster als Studienreferendar der Oberrealschule in Hagen (Westf.) zur Ausbildung überwiesen; am 24. März 1925 bestand ich in Münster (Westf.) die pädagogische Prüfung und wurde zum Studienassessor ernannt. Zur Vervollständigung meiner Studien hielt ich mich von Ostern 1925 ab in Marburg (Lahn) auf. Seit September 1925 bin ich im Dienste des deutschen Vereins für christliche Liebestätigkeit im Orient als deutscher Lehrer in Varna (Bulgarien) tätig.